



Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 3. Mai 1902 * Nr. 31.

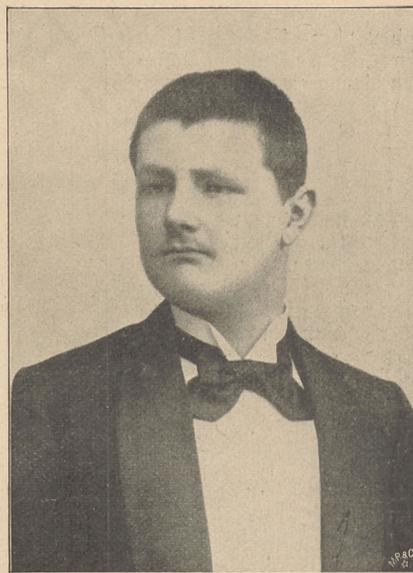
Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Heinrich XXII., reg. Fürst von Neuß ä. L. †. Aufn. v. Reichard u. Lindner, Hofphot., Berlin.

Fürst Heinrich XXII. von Neuß ä. L. †.
Am 19. April ist der regierende Fürst von Neuß ä. L., Heinrich XXII. im Alter von 56 Jahren in seiner Residenzstadt Greiz entschlafen. Mit ihm ist eine vielgenannte Persönlichkeit hingegangen, die durch ihre ablehnende Haltung gegen den führenden Bundesstaat Preußen allgemein bekannt geworden war. Diese Abneigung, so sonderbar sie oft in ihren Aeußerungsformen war, erscheint doch erklärlicher, wenn man die besonderen Umstände bedenkt, unter denen anno 1866 der damals noch jugendliche Fürst die ihn bestimmenden, sehr schmerzlichen Eindrücke von preussischer Politik erhielt. Dazu kam dann noch der verhängnisvolle Einfluß seiner Mutter, der Fürstin-Witwe Caroline, die, eine unersöhnliche Preußenfeindin und Widersacherin Wis-

marcks, bis zu seiner Mündigkeit die Regenschaft für ihn führte, aber auch später noch bis zu ihrem 1872 erfolgten Tode von starker Einwirkung auf seine politische Haltung blieb. Zu der Verbitterung und Vereinfamung, die sich Fürst Heinrich durch diese feindliche Stellungnahme zum neuen deutschen Reich unter preussischer Führung selbst geschaffen, kamen aber auch noch schwere Schicksalsschläge in seiner Familie, die seine Absonderlichkeit nur noch verschärften. Er verlor früh, 1891, seine geliebte Gemahlin, die Fürstin Ida, und schon vorher hatte ihn der Gram niedergebeugt, den die unheilbare geistige Erkrankung seines einzigen Sohnes und Thronerben, des Erbprinzen, jetzigen Fürsten Heinrichs XXIV., ihm auferlegt hatte. Der unglückliche junge Fürst ist zwar seinem Vater auf den Thron gefolgt, aber es wird an seiner Stelle ein Regent die Zügel der Regierung in die Hand nehmen. Da mit Heinrich XXIV. einmal der Mannesstamm der älteren Linie des fürstlich Neusschen Hauses erlischt, so ist die jüngere Linie desselben zur Thronfolge und daher auch jetzt zur Regenschaft berufen, die also Fürst Heinrich XIV. von Neuß j. L. oder vielleicht sein ältester Sohn übernehmen wird.



Heinrich XXIV., Thronfolger d. verst. Fürsten von Neuß. Aufn. von H. Friß, Hofphot., Greiz.

Zu den Wahlen in Frankreich.
Frankreich steht zur Zeit im Zeichen der Wahlbewegung; es gilt die neuen Volksvertreter in die Deputierten-Kammer zu ent-

senden, die nach dem Gesetz alle 4 Jahre neu zu wählen sind. Unsere Bilder geben eine Vorstellung von dem lebhaften Treiben, das sich in jener Zeit schon wochenlang vor dem Termin der Wahlen in Paris zu entwickeln pflegt. Besonders lebendig geht es stets an der Mairie zu, deren Wände mit Hunderten von Maueranschlägen, Wahlproklamationen aller Parteien bedeckt sind. Hier kommt es stets zu lebhaften Meinungsäußerungen, die bei dem hitzigen Temperament der Franzosen gar häufig einen sehr aufgeregten Charakter annehmen und nicht selten auch zu handgreiflichen Beweismitteln für die Wichtigkeit der eigenen Meinung führen. Der eigentliche Wahllatt spielt sich äußerlich ganz ähnlich so ab wie bei uns in Deutschland; eine feltame Eigentümlichkeit bedeutet dagegen die



Zu den Wahlen in Frankreich: Maueranschläge an der Mairie in Paris. Aufnahme von W. Gribajedoff, Paris.



Ankunft der Wähler vor der Mairie.

Sitte, den Wahltag selbst durch eine merkwürdige Volksbelustigung zu feiern, nämlich durch das Auflassen gasgefüllter grotesker Puppen, die Menschen oder Tiere darstellen. Der absonderliche Brauch erscheint als ein echtes Merkmal des zu naiver, lauter Freude aufgelegten Volkscharakters der Romanen, der sich selbst trotz der weltstädtischen Entwicklung von Paris dort noch deutlich wahrnehmbar erhalten hat.

Königsgeburtstagsfeier im Berliner Sachsen-Verein. Wie alljährlich, haben sich auch diesmal die in der Reichshauptstadt ansässigen Staatsangehörigen des Königreichs Sachsen, die in dem „Sachsen-Verein“ ihren Sammelpunkt finden, zu einer Feier des Geburtstags ihres hochberehrten greisen Landesfürsten, des Königs Albert, vereint, der am 23. April sein 74. Lebensjahr beendet hat. Als Ehrengäste des Vereins wohnten eine Anzahl hoch-



Das Abgeben des Stimmzettels an den Wahlvorsteher.

gestellter Persönlichkeiten Sachsens dem sehr würdig verlaufenen Festmahl bei.

Oberförster Lange †. Mit schmerzlichem Bedauern wird man in weiten Kreisen die Nachricht vom Ableben eines Mannes aufgenommen haben, dessen Name mit dem des Alten im Sachsenwalde in der Vorstellung eng verknüpft war. Der allbekannte Oberförster Lange, der Jahrzehnte lang dem Fürsten Bismarck ein treuer Hüter und kluger Verwalter seines reichen, prachtvollen Forstbestandes gewesen, der ihm als vertrauter Hausgenosse auch menschlich nahe gestanden hat, ist am 20. April in Mülheim a. d. Mosel verschieden. Bekanntlich war der hochbetagte Herr im Herbst 1898 von seinem Amt zurückgetreten. Es ist ihm also nur eine kurze Muße des ruhigen Alters fern von den rauschenden Sitten des Sachsenwaldes beschieden gewesen, dessen forstwirtschaftliche Pflege sein Lebenswerk gewesen ist. Der prächtige alte Herr in seiner frischen kernigen Art ist all den tausenden Besuchern von Friedrichsruh wohl in bester Erinnerung geblieben, denen er, wo er nur konnte,



Für den Aufstieg am Wahltag bestimmte Luftpuppen.

Zu den Kammerwahlen in Frankreich: Szenen von der Wahlaktion in Paris. Aufnahmen von V. Gridahédoff, Paris.

stets mit größter Liebeshwürdigkeit half, um des Fürsten ansichtig zu werden und ihre Bequemlichkeit bei dem Besuch im Sachsenwalde zu finden. So wird ihm denn auch ein ehrenvolles freundliches Andenken über's Grab hinaus sicher sein.

Zum 70. Geburtstag Prof. Hey's. Professor Julius Hey, der hochgeschätzte Lehrer der Gesangskunst, feierte am 29. April d. J. seinen 70. Geburtstag. Geboren in Irmelshausen (Unterfranken) besuchte er zuerst die Münchener Malerakademie, wurde aber durch Franz Lachner veranlaßt, sich ausschließlich der Musik zu widmen und erhielt durch ihn seine erste musikalische Ausbildung, seine gefangliche durch Friedrich Schmitt. 1864 vermittelte König Ludwig II. Hey's Bekanntschaft mit Richard Wagner. In der von diesem begründeten und von Hans v. Bülow ge-



Graf v. Köpffenthal, G. Zimmermann,
 Sachf. Gelehrb. i. Berlin.

Geh.-Rat Fischer, Dr. v. Körner,
 Wehlmüch. d. Bundesrat. Sachf. Leg.-Rat.
 Prinz v. Schönburg.

Von der Feier des Geburtstages des Königs von Sachsen im Sachsen-Verein zu Berlin.
 Aufnahme a. d. Verlag der Photo-Illustration, Berlin.



Oberförster Lange, der langjährige Leiter der Bismarckschen Forstverwaltung †. Aufnahme von M. Priester, Sophsphotogr., Hamburg.

Abbruch zum Opfer. Hier, in den kleinen, altersgrauen spitzgiebligen Häusern waren einst die Kontore und Warenlager der deutschen Hanfakaleute, besonders aus Lübeck, Hamburg und Bremen. Es waren im ganzen 16 solcher Bauten, „Gaarde“ genannt, die den Jahrhunderten, Kriegszeiten und Feuersbrünsten getrotzt haben, bis nun jetzt der Beginn des 20. Säculums, des modernsten Zeitalters, mit diesen Zeugen einer ruhmollen deutschen Vergangenheit aufräumt.

Das neue Duisburger Rathaus. In Duisburg wird Anfang Mai das im Mittelpunkt der Stadt am Burgplatz neu erbaute Rathaus eingeweiht. Aus der im Jahre 1896 ausgeschriebenen Konkurrenz ging als erster Sieger Prof. Nagel-Karlsruhe hervor, und es wurde im wesentlichen nach dessen Entwürfe der Bau unter Leitung des Stadtbaurats Theodor Duedensfeldt, Duisburg, ausgeführt. Das vollständig in Sandstein errichtete Gebäude kam sowohl in künstlerischer, wie technischer Beziehung als ein Meisterwerk der Architektur bezeichnet werden; hauptsächlich beherrschen den Bau barocke Formen, doch in neuzeitlicher Auffassung. Die Hauptfassade zieren über dem Eingang zwei wirkungsvolle Statuen, Kaiser Barbarossa und Kaiser Wilhelm I. im Krönungsornate darstellend, welche vom Bildhauer Fritz Heinemann, Charlottenburg, entworfen und ausgeführt sind.

Prof. Dr. H. Buchner †. Dr. Hans Buchner, Professor der Hygiene an der Universität zu München, ein ganz hervorragender Forscher und akademischer Lehrer, ist hochen aus dem Leben geschieden. Als Vorstand des dortigen Hygienischen Instituts, das weit über Deutschlands Grenzen hinaus sich so bedeutenden Rufes zu erfreuen hat,

leitete er, der Nachfolger des erst vor kurzem dahingegangenen Gelehrten Pettenkofer, außerordentlich viel des Wertvollen. Durch seine aufsehenerregenden Forschungen auf dem Gebiete der Hygiene und Bakteriologie, die Professor Buchner in zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten niedergelegt, erbrachte



Prof. Jul. Hey zum 70. Geburtstag.

er, der ehemalige Militärarzt, den besten Befähigungsnachweis für sein verantwortungsschweres neues Amt. Wie er dieses ausfüllte, wie er in der leider nur kurzen Zeit seines Wirkens am Hygienischen Institute es verstanden, für dieses selbst und seine Vaterstadt München neues zu schaffen, bisher unbeachtetes ans Licht zu ziehen, davon zeugen zahlreiche von ihm angeregte Einrichtungen. Am 16. Dezember 1850 als Sohn eines Münchener Universitätsprofessors geboren, starb er nach mehrmonatlichem schweren Leiden im frühen Alter von 51 Jahren.

Glasmosaik für den Aachener Münster. Unsere Aufnahmen stellen zwei von den herrlichen, mit vollendeter Kunst ausgeführten Glasmosaik dar, die für das Oktogon des Aachener Münsters bestimmt sind. Die Entwürfe stammen von Professor Schayer in Hannover, in dessen Händen überhaupt die gesamte innere Ausschmückung der Kirche ruht. Sie sind ausgeführt von der Deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl u. Wagner in Niddorf.



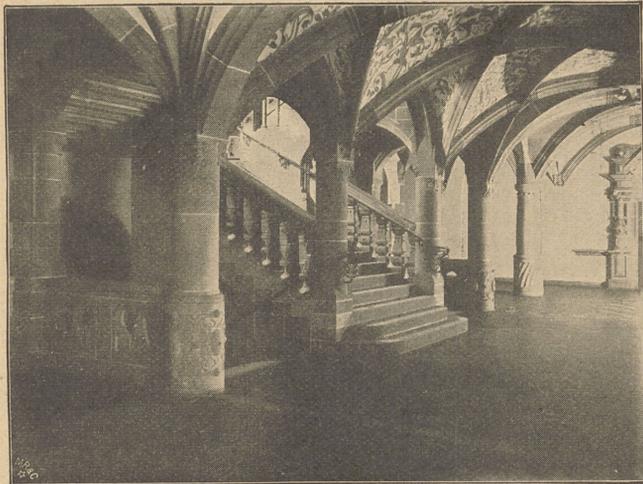
Die deutsche Brücke in Bergen im 15. Jahrh.

leiteten neuen Münchener Musikschule wurde Hey 1867 als Lehrer des Solosanges angestellt. 1875 berief Wagner Hey als Beirat zu den Festspielproben nach Bayreuth, und Hey bildete u. a. den ersten Sänger des Siegfried, Georg Unger, für seine große Aufgabe heran. Nach Wagners Tode 1883 verließ Hey die Münchener Musikschule, um sich ganz der Ausarbeitung seines großen Schulwerks „Deutscher Gesangunterricht“, das 1884—86 erschien, zu widmen. 1887 zog Hey nach Berlin, wo er in rüstiger Frische noch heute wirkt.

Zum Abbruch der deutschen Brücke in Bergen. Ein altes, weitberühmtes Wahrzeichen der norwegischen Handelsstadt Bergen, die an der Ostseite des Hafens gelegene deutsche Brücke, fällt jetzt dem



Die heutige Gestalt der jetzt zum Abbruch bestimmten deutschen Brücke in Bergen.



Treppenhaus im
I. Stod.

**Zum Abbruch
der Thomas-
schule in Leip-
zig.** Bei der Um-
gestaltung des Tho-
maskirchhofes in
Leipzig ist auch die
altberühmte Scho-
la Thomana dem
Abbruch verfallen,
in deren Räumen
u. a. einst ein Se-
bastian Bach gelebt
und geschaffen hat.
Die Thomasschule
ist die älteste öffent-
liche Bildungsan-
stalt in Leipzig,
wie überhaupt eine
der ältesten Schul-
anstalten Deutsch-
lands. Sie ent-
stand zugleich mit
dem Thomasklo-
ster, das im Jahre
1221 vollendet
ward. Als am
Pfinztfeste 1539
die Reformation
in Leipzig einge-
führt wurde, mußte
auch die Thomas-
schule, deren Dien-
ste der Kirche un-
entbehrlich waren,
nach dem pro-

testantischen
Ritus einge-
richtet werden.
Es wurden
daher ihre
Statuten re-
vidiert und
geändert, so-
wie Luthers
Katechismus
und Vieder
eingeführt.
Der Rat und
die Stadtge-
meinde sahen
sich nach Auf-
hebung des
Thomasklo-
sters, welches
bisher den
Schulmeister



Kleines Kommis-
sionszimmer.



Hauptfassade des Rathhauses.

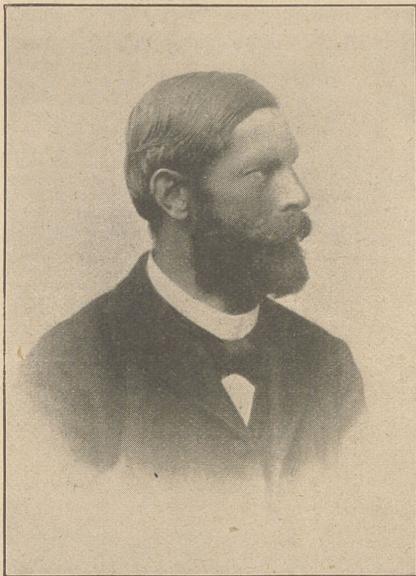
Weil aber die An-
stalt, das Almu-
neum wenigstens,
der Kirche dienst-
bar sein mußte,
so war es recht
und billig, daß die
Kirche auch zur
Unterhaltung die-
ses Almunneums
etwas beitrug. Der
umsichtige Kurfürst
Moriz von Sachsen
verordnete daher
am 1. Mai 1543,
daß von den Ken-
ten aller Kloster-
und Kirchengüter
dem Räte ein ge-
wisches Quantum
(600 Gulden) jähr-
lich zur Verbesse-
rung der Kirchen-
und Schulämter
zuzufließen möchte.
Natürlich konnte da
nur ein kleiner Teil
der Schule zufallen.
Um so mehr ver-
dient es Bewun-
derung, daß der
Leipziger Rat im



Eingang zu den Wendelaufgängen.

(Rektor) mit Kost
versehen und die
Lehrer jährlich be-
soldet hatte,
genötigt, die
Lehrer aus eige-
nen Mit-
teln zu er-
halten, und
sie trugen
diese Last
so lange,
bis sie
1542 das
Patronats-
recht über
Kirchen und
Schulen
erhielten.

Letzgenannten Jahre die Gebäude des Tho-
masklosters ankaufte und darin der Schule
einen dauernden Sitz anwies, ja, daß er
sogar das baufällig gewordene Schulgebäude
im Jahre 1553 herstellen ließ und einen Teil
der Kosten (816 Gulden 15 Groschen 3 Pfen-
nige) zuschoß. Durch Beiträge der Bürger-
schaft kamen 1441 Gulden 17 Groschen
3 Pfennige zusammen. Die Zahl der Almu-
nen war anfangs unbestimmt und richtete sich
nach den zu ihrer Erhaltung ausreichenden
Mitteln, welche durch die Freigebigkeit der
Stadtbewohner sich allmählich so vermehrten,
daß im ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts
64 Knaben erhalten werden konnten. Um
deren Ernährung auch unter dem Drucke des
30 jährigen Krieges zu sichern, machten sich
die Bürger in den Jahren 1633 und
1635 zu jährlichen Beiträgen für das
Almunneum anheischig, und zwar mit so
großer Liberalität, daß mancher ein jähr-
liches Geschenk von 100 Gulden gab. Auch
beschloß der Rat 1640, aus den Kirchen
einen jährlichen Zuschuß von 450 Gulden



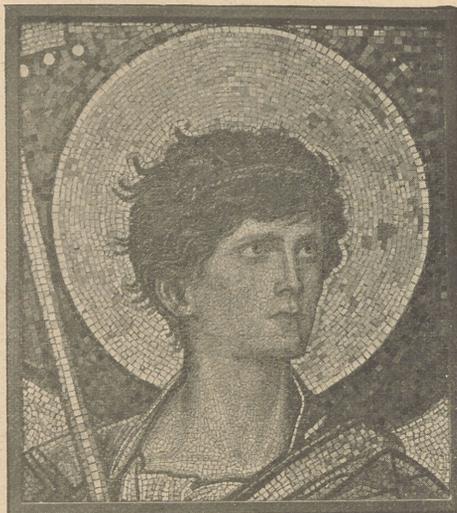
Prof. Dr. Buchner in München f.

zu geben, und bewirkte die Erlaubnis, die Becken vor die Kirchthüren zu setzen. Die ganze zur bloßen Speisung erforderliche Summe betrug damals 2190 Gulden. Da aber nur 1893 Gulden einkamen, so mußten die Schüler wöchentlich mehreremale fasten. Das Alumnium stand 1649 auf dem Punkte seiner völligen Auflösung, indem die Schüler den Rektor häufig und flehentlich baten, sie „wegen Mangelung täglichen Unterhalts“ eine zeitlang zu entlassen. „Daß diese Auflösung nicht erfolgte“ — sagt Rektor Kost in seinem vortrefflichen Büchlein: Beiträge zur Geschichte der Thomasschule. Leipzig, 1820 — „verdankt die Schule, nächst Gott, dem thätigen Eifer ihres Rektors Cramer und der warmen Teilnahme der Schulvorsteher Caspar Boje und Quirinus Schacher, welche es bewirkten, daß

der Kurfürst durch Bewilligung einer Kollette, der Rat durch neue Zuschüsse und die Bürgerschaft durch vermehrte Wohlthätigkeit der Schule zu Hilfe kamen.“ So schätzbar diese Mittel waren, so reichten sie doch nicht, die nötigen Ausgaben völlig zu decken; denn einer Einnahme von 2349 Gulden 7 Groschen 3 Pfennigen stand noch im Jahre 1671 ein Aufwand von 2454 Gulden gegenüber. Als sich die Bürger von den erlittenen



Glasmosaik für den Naehener Münster, nach dem Entwurf von Prof. Schaper.



Glasmosaik für den Naehener Münster von Prof. Schaper.

großen Kriegsdrangalen wieder zu erholen anfangen, empfand die Thomasschule von neuem die Wirkungen ihrer wohlthätigen Gesinnungen und es flossen ihr so reiche Mittel zu, daß mit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts wieder 54 Knaben erhalten werden konnten. Auch gründeten einige Bürger Freistellen für würdige und fleißige Schüler, so z. B. im Jahre 1736 der Hofrat Joh. Ernst Kregel und 1763 der Hofrat und Bürgermeister Dr. Karl Friedrich Frier. Die Mehrzahl der Thomasschüler bestand aber nicht aus Alumnien, sondern aus Externen, und zwar sollen bei der vom Herzog Georg veranstalteten Prozession am Fronleichnamsfeste 1513 nicht weniger als 700 Thomasschüler gezählt worden sein. Die meisten davon waren Clementarschüler. Zu der großen Zahl der Schüler stand freilich die Zahl der Lehrer in keinem Verhältnisse. Der Baccalaureus unterrichtete nebst dem

Kantor die Anfänger, dem Rektor lag die höhere Ausbildung ob. Dieser hatte einen schweren Stand und sah sich genötigt, auf eigene Kosten von seinem geringen Einkommen, das größtenteils auf die Einnahmen des Schulgeldes beschränkt war, Gehilfen für den höheren Unterricht zu halten. Dies that noch Kaspar Börner, der sich des Beistandes der nachmals berühmten Männer, des Georg Fabricius und Wolfgang Meurer, bediente. Erst im Jahre 1547 wurden außer den ursprünglichen noch mehrere ordentliche Lehrer angestellt, deren Zahl sich zwar nicht bestimmen läßt, doch kommen zeitig acht Lehrer vor, eine Anzahl, bei der es freilich lange Zeit geblieben ist.



Die jetzt dem Abbruch verfallene alte Thomasschule neben der Thomaskirche in Leipzig. Nach einer photographischen Aufnahme von Zedler & Vogel in Darmstadt.

* * *

Frauen=Daheim.

Was bei einsamen Lenzeswanderungen
Tief in uns aufwallt, jubelt und klagt, —

Es hat es noch niemand ganz ausgesungen,
Es hat es noch niemand ganz ausgesagt!



Knabenwerkstätten: Holzschnitzerei, Stäbchen- und Rohrarbeiten.



Buchbinderarbeiten.

Die Ausstellung des Vereins für erziehlige Knabenhandarbeit.

Mit 3 Abbildungen.

Die Bestrebungen für die Förderung und Entwicklung der Handbildung für die männliche Jugend, nach nordischem Muster, haben in den letzten Jahren erfreulicherweise in ganz Deutschland einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Handfertigkeitsunterricht war bereits in Frankreich, den nordischen Ländern und den Vereinigten Staaten, ja sogar in England und der Schweiz in ziemlich ausgebreiteter Weise eingeführt, als man den Wert desselben für die heranwachsende Jugend in Deutschland noch nicht in vollem Umfange erkannte. Wohl gewann die Erkenntnis Raum, daß die in den Schulen einseitig gepflegte Kultur der Verstandes- und Gedächtniskräfte aus allgemeinen erzieherischen, sowie aus volkswirtschaftlichen und sozialen Gründen einer Ergänzung durch praktische Beschäftigungen bedürfe, aber dennoch hielt es schwer, ein Ergebnis zu erzielen, das diese Ideen verwirklichte. Da übernahm, kurz entschlossen, die vereingte Kaiserin Friedrich im Jahre 1887 das Protektorat über den von Herrn von Schenkendorf begründeten „Deutschen Verein für Knabenhandarbeit“, und dadurch wurde ihm sein Gedeihen gesichert. Heute umfaßt dieser Verein über 2000 Mitglieder, und in ungefähr 1000 Kinderwerkstätten wird im Deutschen Reich gearbeitet.

Ein Lehrerseminar in Dresden, unter der bewährten Leitung des Herrn Dr. Rabft, bildet in Sommerkursen die Lehrkräfte für den Unterricht aus. Neuerdings haben sich auch Damen für die Teilnahme an demselben gemeldet. Leider ist es aber bisher nur erreicht worden, den Handfertigkeitsunterricht neben der Schule für freiwillige Teilnehmer und gegen eine, wenn auch geringe, Bezahlung einzuführen. In den Lehrplan der Volksschule aufgenommen ist er bisher nur in Königsberg, in Worms, in Neurode in Schleien und in Glauchau. Die Veruche, ihn obligatorisch, in Verbindung mit Raumlehre und Zeichnen, zu betreiben, haben sich aber so vorzüglich bewährt, daß in Dresden bereits jedes neue, für die Bezirks- und Bürgerschulen errichtete Gebäude eine Schülerwerkstatt erhält.

Was im allgemeinen geleistet wird, veranschaulicht uns die Ausstellung des Berliner Hauptvereins im Bürgerssaale des Rathhauses in

sehr hübscher Weise. In den fünf Werkstätten in Berlin haben im verfloffenen Winterhalbjahr 475 Schüler gearbeitet; 340 derselben gehören den Gemeindeschulen an, 126 den höheren Lehranstalten, und 9 sind Lehrer, die den Wunsch haben, sich für die Sache auszubilden. Angefangen wird mit Flecht- und Papparbeiten, dann wird zur Stäbchen- und Rohrarbeit, zur Holzschnitzerei, zur Arbeit aus dünnen Bretchen und schließlich zur Hobelbantarbeit übergegangen. Die gefertigten Gegenstände sind alle nützlich, wenn auch, den Kräften der kleineren Schüler entsprechend, häufig en miniature dargestellt. Man sieht ganze, wirklich reizend gearbeitete Puppenausstattungen, Ausziehtische, Schränke, Kommoden, Wandbretter, Eierstränke. Die älteren Schüler stellen alles in natürlicher Größe her und oft liefern sie nicht nur brauchbare, sondern auch äußerst geschmackvolle Sachen. Um ihre Freude an der Arbeit zu erhöhen, wird nichts verkauft, sondern die Kinder dürfen alles mit nach Hause nehmen. Daß sie wirklich mit Lust arbeiten, sah man an der Art und Weise, wie sie die Honneurs ihrer Werke auf der Ausstellung machten. Bei Eröffnung derselben konnte ihnen von dem Vorsitzenden des Vereins, dem Direktor des Kunstgewerbemuseums Dr. Jessen, die frohe Mitteilung gemacht werden, daß Kommerzienrat Spindler und Herr von Adelsohn Preise für die besten Schüler ausgesetzt hätten, bestehend in herrlichen Stichen von Ludwig Richter.

Als ein sehr erfreuliches Zeichen des Verständnisses für den Wert der Sache muß es angesehen werden, daß die Direktion der Schultheißischen Brauerei den Kindern ihrer

Arbeiter unentgeltlich Unterricht in den Handfertigkeitsarten in einer eigenen Werkstatt erteilen läßt. Städtischerseits wird der Unterricht als Bildungsmittel in der seit kurzem bestehenden Schule für schwachsinrige Kinder benutzt.

In Anbetracht des großen Nutzens, den dieser Unterricht schafft, erhält der Berliner Verein auch vom Kultusministerium eine jährliche einmalige Unterstützung von 1000 M. und vom Magistrat eine solche von 3000 M. Da sich die Mitgliederzahl, die bisher 993 betrug, in letzter Zeit um 112 vermehrt und auch die Zahl der Gönner zugenommen hat, so ist nach Deckung der Ausgaben im verfloffenen Jahr noch ein Überschuß vorhanden, der zur Erhaltung von Freischülern verwandt werden soll. Leider aber reicht der bisherige Etat nicht zur Vermehrung der Werkstätten, noch gestattet er, wie das in anderen Ländern längst geschieht, die Heranziehung der Mädchen zum Unterricht. Erst wenn man sich in weiteren Kreisen der Sache annimmt, wird eine derartige Ausdehnung zum Nutzen unzähliger Kinder möglich sein.

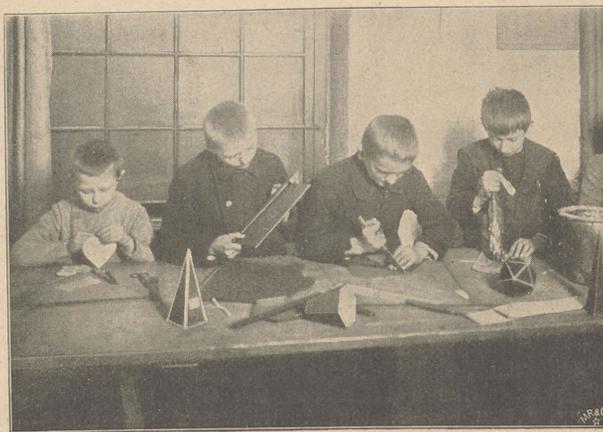
Marie Keller.

Frühlings=Aufräumen.

Großer Frühlingsputz! „Die Fenster auf, die Herzen auf, der Frühling will herein!“ Ja, weit öffnen wir die Fenster, sperren die Türen auf, so viel wir ihrer haben. Das gibt ein Räumen! Es ist nicht zu glauben, was sich da angesammelt hat während des Winters an Staub und Unsauberkeit, — blitzblank wird geputzt, aller Winterstaub hinausgeschafft, und die Sonne trifft festliche Räume.

„Die Fenster auf, die Herzen auf!“ Auch in die Herzen will der Sonnenschein des Lenzes dringen, und er will sie festlich finden wie die Häuser. Es kann wohl lange gelacht und gejubelt, getändelt und gespottet, gespielt und geschafft werden, aber für jeden kommt einmal eine Stunde innerer Einkehr, ein Lebensabschnitt, wo er sich sehnt, Ordnung zu schaffen, sich fragt: Was hast Du erreicht, was hast Du erstrebt? wie es auch für jede gute Hausfrau mehrere Zeitpunkte im Laufe des Jahres gibt, wo sie das ganze Haus durchstöbert, daß kein Stäubchen liegen bleibt.

Zu solchen Zeiten stillen, inneren Aufräumens zählt der Geburtstag, der Neujahrstag und die schöne, goldene Frühlingszeit, wenn alles draußen in der Natur sich erneuert. Wie viel Schulscheine konnten



Papparbeiten.

wir beim großen Räumen vernichten, aber auch wie viel eigene, unbezahlte Rechnungen fanden sich und viele Pfunde, mit denen nicht gewuchert wurde! Der Fleißige, der es ernst nimmt, sucht jedes Stäubchen auf und findet ein ganzes Heer großer und kleiner Schulden, die er ausgleichen muß, — nein, — es ist nicht zu glauben, was sich da angesammelt hat.

Und dann kommt der Rückblick auf die vergangenen Zeiten und damit die Erinnerungen an alles Leid und alle Enttäuschungen, die uns verbittern. Freilich, ob man da in solch einer Stunde gleich ganz fertig werden kann, mit all dem Kram, ihn unter die Füße treten und sich sagen darf: es ist überwunden, — morgen findet die Sonne kein Stäubchen mehr — ob das einer kann? Wird es nicht das alte Lied sein vom Vernen und wieder Verlernen, vom Gewinnen und wieder Verlieren? Wird es uns nicht gehen, wie jeder Hausfrau? Zu jedem Fest muß aufs neue geräumt werden, denn die Stäubchen liegen jaft wieder in denselben Ecken. Nur da wo stets gearbeitet wird, kann keines liegen bleiben, ist immer Ordnung.

Wohnungsgenossenschaft Damenheim.

Um einzelfühenden Damen der besseren Stände eine eigene Wohnung in einem Genossenschaftshause zu bieten, hat sich ein Verein gebildet, welcher das Hauptstraße 20 in Schönberg-Berlin gelegene, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Haus zu diesem Zwecke erworben und eingerichtet hat. Die Wohnungen bestehen aus einem oder mehreren Zimmern nebst Küche und Nebengefäß. Die Jahresmiete beträgt 200 bis 360 Mark pro Zimmer. Eine Dame, welche eine Wohnung von 2 Zimmern nebst Küche zu haben wünscht, hätte 2052 Mk. einzuzahlen und erwirbt damit das Recht, diese Wohnung auf Lebenszeit zu dem ein- für allemal festgesetzten Mietpreis ungestört zu haben.

Das eingezahlte Kapital wird mit 5% verzinst und nach Ableben der Wohnungsinhaberinnen deren Erben zurückgezahlt. Beitrittserklärungen, Zeichenscheine und jede weitere Auskunft gibt die Geschäftsstelle Nr. 55, Elbingerstraße 85.

Kunst im Hause.

Allerlei Neues für Brandmalerei.

Freunden der Brandmalerei, denen aber der arge Rauch eine unangenehme Zugabe war, die ferner die Explosionsgefahr fürchten, sei ein neues, in den Handel gebrachtes Präparat „Diatomen“ empfohlen. Diatomen ist eine chemische Erde, die das Benzin in sich aufsaugt, so daß kein flüßiges Benzin mehr in Flaschen bleibt, und die es ermöglicht ohne merkliche Rauchentwicklung zu arbeiten. Ferner ist die Gefahr des Explodierens beim Umfallen ausgeschlossen. Der Stift glüht intensiv und trotzdem ist der Benzinverbrauch weit geringer. Durch die größere Hitzeentwicklung wird die Arbeit der linken Hand bedeutend entlastet, und man hat ein ruhiges Arbeiten. Man kann auch jetzt die Benzinflasche ruhig hinlegen oder am Gürtel einhaken, um mehr Spielraum für die Arbeit zu haben. Besonders bei Tiefbrand ist dies Präparat unerlässlich, da es die Glut erhöht und man nicht zu fürchten braucht, übermäßig viel Rauch zu entwickeln. Der weißglühende Stift verursacht auf dem Holz sofort eine kleine Flamme, und diese verzehrt den Rauch. In dem kürzlich empfohlenen Werkchen von Klara Roth ist auch zum erstenmal der Pinsel- und Kerbbrand besprochen, der auf Holz, Papp und Journier anwendbar ist. Auf einen starken, etwas gebogenen Stift werden zum Pinselbrand runde kupferne Hüthen — zum Kerbbrand dreieckige — aufgesetzt, welche eine breite, gerippte Brennschale haben. Nachdem diese glühen, arbeitet man in der Weise, daß ganze Partien auf einmal gebrannt werden, z. B. 6—8 Linien auf einmal, — für den



Bilderrahmen

in modernem Stil für ein

Landschaftsbild.

Tiefbrandarbeit.

Hintergrund bei Bildern, Baumpartien und anderen großen Flächen eine große Annehmlichkeit. Der Stift kostet 7,50, jeder Kupferhut 1,25 Mk. Mit dem Kerbbrandpinsel werden Muster für diese Technik ausgeführt. Unsere Abbildung zeigt einen Rahmen in modernem Stil, der sich für ein Landschaftsbild eignet. Nach dem Brennen ist er so behandelt, daß er an eine patinierte Kupferplatte erinnert. Mit den in Drogerien käuflichen Pulverfarben, zunächst Kaffeler Braun, ist der Grund behandelt. Alsdann vermengt man Chromgrün und Weiß mit dünner Politur und trägt diese Mischung in der Weise auf, daß hin und wieder der braune Grund hindurchblickt. Etwas Gold- oder Kupferbronze wird nach dem Trocknen an manchen Stellen vorsichtig angerieben. Der Rahmen ist in der Größe von 40x25 cm, Ausschnitt 14x20 für 12,50 Mk. fertig, dagegen ausgezeichnet für 3,75 Mk., ohne Aufzeichnung für 2,50 Mk. durch das Atelier von Frau Roth, Berlin W., Lüchowstr. 84 a. II., zu beziehen, ebenso das Diatomen (1 Mk.) und die Pinselstifte. Die naturgroße Zeichnung des Rahmens befindet sich in dem früher besprochenen Vorlagenwerk à 5 Mk., einzelne Bogen 1 Mk.

Praktisches fürs Haus.

Ein wenig bekanntes Mittel zum Stillen von Nasenbluten ist Maun; man kauft es pulverisiert in der Apotheke oder Drogeriehandlung, löst es in etwas Wasser auf und zieht es durch die Nase; sofort hört das Nasenbluten auf.

Oft sitzen Glaskstöpsel auf Flaschen, namentlich auf Parfüm, so fest, daß man sie mit aller Kraft und Anstrengung nicht bewegen kann. Um den Stöpsel zu lösen, muß man die Flasche über eine Spiritusflamme halten und sie langsam darüber drehen; nach kurzer Zeit wird der Stöpsel sich abnehmen lassen.

Krankenpflege.

Der Vorstand des unter dem Protektorat der Kaiserin und dem Ehrenvorsteher der Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin stehenden Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien hat bei der sich erweiternden Wirksamkeit des Vereins auf eine vermehrte Einstellung weiblicher Pflegekräfte Bedacht nehmen müssen. Töchter gebildeter Stände, welche sich dem Beruf als Krankenpflegerin behufs späterer Verwendung in den deutschen Kolonien widmen wollen, bietet sich somit eine günstige Gelegenheit zur unentgeltlichen Erlernung desselben. Auch ausgebildete tüchtige Pflegekräfte werden angenommen. Bewerberinnen haben ihre Anmeldungen an Frau von Stephan, Berlin W., Passauerstraße 6, zu richten, welche zu jeder Auskunft bereit ist.

Für die Küche.

Käseauflauf. Noch immer wird in der deutschen Küche der Käse nicht nutzbringend genug verwendet, und doch bietet er uns eine Auswahl vorzüglicher Gerichte, namentlich die sogenannten Fondues, wie sie in der Küchen-sprache heißen, zu deutsch: Käseaufläufe. Ein guter Käseauflauf wird bereit, indem man 1/2 kg Emmenthaler oder Schweizer Käse in flacher Pfanne in Butter schmelzen läßt, nachdem er in feine Scheiben geschnitten oder gehobelt ist. Dann

setzt man 3 in Sahne verquirlte Eier dem Käse zu, würzt mit Salz und Pfeffer und reicht das gebadene Gericht zu Aufschnitt, Schinken, Bäckfleisch oder Kartoffeln jeder Art. Wir bereiten dasselbe gern in einem hübschen Gerät (Kasserole, Tiegel) aus Silber oder Nickel. Andere Arten von Fondues, die man im Bratofen gelb werden und steigen läßt, werden in Papierkästchen aufgetragen. Obenauf kann man etwas Butter legen. Fondues bilden ein vollkommenes, als Mittelschüssel vorzüglich passendes Gericht, wenn man sie als Auflauf zur Tafel bringt. Dazu bäckt man die Masse in einer Auflaufform aus Blech oder Porzellan und trägt sie darin auf. Dazu reicht man beliebige Beilage, besonders Nudeln und Spitzgans. Man nimmt zum Käseauflauf geriebenen Cheddar-, Parmesan- und Schweizer Käse, zu gleichen Teilen, oder eine dieser Käseorten allein. Mit den nachfolgenden zwei Arten von Fondues legte ich immer viel Ehre ein: Man quirlt 125 g Weizenmehl in 1/4 l kaltem Rahm, thut 200 g Butter hinein und rührt es auf dem Feuer zu einem Brei, der sich von der Kasserole abblößt. Man schüttet denselben aus und läßt ihn erkalten, mischt ihn mit 10 Eidottern, 125 g Cheddar- und 125 g Parmesankäse (natürlich gerieben), fügt eine Portion Salz und etwas fein gemahlene weißen Pfeffer hinzu, sowie zuletzt den Schnee der 10 Eier und bäckt die Masse in nicht zu heißem Ofen 3/4 bis 1 Stunde. Sie steigt sehr hoch und wird dann gleich serviert. Das folgende Verfahren ist einfacher und billiger: Von 1/4 Pfd. Butter und 6 Eßlöffel voll Mehl wird eine ganz weiße Einbrenne gemacht und soviel gute Milch daran gerührt, daß es ein dicker Brei wird. Dann fügt man Salz, 4 Eigelb, 2 Untertassen voll geriebenem Cheddar- oder anderem Käse, der sich reiben läßt, hinzu, zieht zuletzt den Eier Schnee durch und füllt die Masse in eine gebutterte Auflaufform, wo sie nur eine halbe Stunde lang zu backen hat.

L. v. B.

Frage.

71) Darf ich um freundlichen Rat bitten, wie ich meine stetig gewordenen braunen Leberstühle im Schlafzimmer reinigen kann? Im voraus herzlichen Dank!

E. S. in G.

Auskunft.

Fr. 63. (An Landpfarrfrau.) Wenn Sie den Taffet in Essigwasser tauchen und links feucht plätten, wird derselbe wohl wieder steif werden.

M. F. u. A. F. in S.

Fr. 65. Als vorzügliches nicht zu teueres französisches Familienblatt kann ich Ihnen warm empfehlen: Les Annales politiques et littéraires, eine vollständige Revue des geistigen Lebens. Ich lese dieses Blatt seit 20 Jahren und möchte es nicht entbehren.

Frau Pastor W. (geb. Französin).

Fr. 66. (Z.) Auf Ihre Frage, ob und wie man bei Hühnerzucht zu erkennen vermag, ob aus den Eiern Hähnen oder Hühnen schlüpfen werden, haben einige Dahlemler geantwortet. Der Inhaber des Geflügel-, Zucht- und Masthofs W. Camradt in Haus Salzberg, Hochstein bei Winneweiler (Pfalz) schreibt, daß die Eier, die eine runde Form haben und bei abnehmendem Monde gelegt sind, mehr Hennen wie Hähne enthalten. Eine alte Landwirtin und Hühnerzüchterin meint, daß das ein alter Volksglaube sei. Bei ihren Versuchen wäre aber auch öfter das umgekehrte Verhältnis herausgekommen. Hedwig C. in S. schreibt, daß nach ihren langjährigen Erfahrungen mit Hühner-Züchtern sich in den spitzen runden Eiern die Hähnen, in den glatten runden Eiern die Hühnen befinden.

E. M. in Stettin. In Zehlendorf bei Berlin besteht eine Kinderheilanstalt nicht. Auch in der Umgegend ist eine solche Anstalt nicht zu ermitteln gewesen. Vielleicht ist das Pensionat für nervöse, junge Mädchen in Zehlendorf, Heidestr. 20, das unter Oberleitung des Direktors des Evng. Diakonievereins, Herrn Prof. Dr. D. Zimmer, steht, gemeint. Lassen Sie sich event. den Prospekt von dort kommen.

Redaktionspost.

Erfolgsbedürftige Lehrerin. Ihre Frage ist in Nr. 29 beantwortet. So schnell geht das nicht! Übrigens: verpflichtet sind wir keineswegs, Fragen aufzunehmen oder sie zu beantworten. Das möchten wir doch auch einmal an dieser Stelle betonen.

Dahheim



Mariechen.

Roman von Georg Freiherrn von Dmpteda. (Fortsetzung.)



Die Herren rückten enger zusammen, der Landrat beugte sich zu seinem Bruder und wollte eben beginnen, von dem doppelten Brautstande des Herrn von Brohn zu erzählen, wobei die drei ganz andere Gesichter wie vorhin machten, fröhlich, erleichtert; der Mann war abgethan, kam nicht in Betracht, würde keinem von ihnen die Kreise stören.

Aber da erschien auch schon die Familie.

Sie hatten noch einen Spaziergang gemacht und kamen von hinten vom Wege nach dem Posthofs, so daß sie ganz unvermutet am Tische standen und die drei Herren beinahe wie ertappte Schuljungen zusammenfuhren.

Darüber ging auch die Reihenfolge verloren. Im Bestreben, die Plätze zu erhalten, die jeder beanspruchte, saß schließlich die ganze Familie Kunath auf der einen Seite und die Herren saßen auf der anderen, wie zwei feindliche Lager.

Der Hauptmann fand jedoch einen Ausweg. Er erhob sich: „Aber die Damen können doch unmöglich neben einander sitzen.“

Tante Lotte war sofort einverstanden. Und richtig kam die Reihenfolge zustande: Geheimrätin, Hauptmann, Mariechen, Assessor, Geheimrat, Landrat, Tante Lotte.

Die Damen halfen selbst dazu. Tante Lotte hatte sich sofort neben den Landrat gedrängt, die Geheimrätin rief den Hauptmann an ihre Seite.

Tante Lotte führte das Wort. Sie erklärte, obgleich sie hier noch keine Tombola mitgemacht hatte, sofort, wie auf den kleinen Tafeln die Zahlen liegen müßten, und setzte weiltäufig auseinander, was ein Terno sei. Aber man hörte ihr nicht recht zu, denn die Geheimrätin hatte schon begonnen, dem Hauptmann auf den Leib zu rücken, und da der Assessor augenblicklich mit dem Geheimrat juristisch zusammen gekommen war, so predigte schließlich Tante Lotte nur dem Landrat.

Mariechen war wie allein in der ganzen Gesellschaft: links der Hauptmann, der ihr beinahe den Rücken wendete, indem er ihre Mutter bearbeitete, rechts der Assessor, der sich nicht um sie zu kümmern schien, denn er suchte den Vater zu gewinnen. Tante Lotte aber saß mit dem Landrate zu weit, gegenüber am Tische. Das junge Mädchen blieb schließlich starr und steif sitzen, denn sie lehnte sich nie

an, ließ ihre Augen nach allen Seiten wandern, während es um sie herum wisperte, gestikulirte, lächelte und erzählte.

Sie, das Kampfobjekt, blieb unbeachtet. Sie, um derentwillen, ohne daß sie es wußte, eigentlich die Karlsbader Reise unternommen worden, saß da, als ginge sie das alles nichts an; sie, die die Herren eigentlich herangezogen hatte, ohne doch eine Ahnung davon zu haben, schien unbeteiligt zu sein, einsam, so wie sie es in der Gesellschaft stets gewesen, so wie sie es mit ihren Freundinnen war, so wie sie bestimmt schien, immer durchs Leben zu gehen.

Sie redete niemanden an, sie ließ alles an sich heran kommen, sie war wie ausgeschlossen aus diesem Kreise. Und sie blickte sich steif um, wurde noch gerader und fast noch abweisender.

Die Kellnerin kam, es wurde bestellt. Der Vater übernahm es für sie. Sie ward nicht gefragt. Sie bekam eine Schokolade vorgesetzt und löffelte sie nun langsam aus, indem sie ihren Kipfel dazu aß.

Da leuchteten ihre Augen auf. Sie hatte eine Gestalt gesehen, bei den Klängen der Musik zwischen den Tischen umherirrend, und von weitem grüßte jetzt Herr von Brohn herüber, grüßte eigentlich nur sie, denn die anderen bemerkten ihn gar nicht. Sie lächelte und nickte und beugte den Kopf steif und ungeschicklich. Darüber kam sie nun einmal nicht hinaus. Aber in ihren Augen blitzte es. Sie freute sich, daß er in der Nähe war, und bangte jetzt, ob er sich an ihren Tisch setzen würde oder nicht. Sie überlegte, auf welche Seite? Wenn er drüben Platz nahm zwischen Mutter und Tante, dann war er für sie verloren. Und sie unterhielt sich doch so gern mit ihm.

Da kam er heran und begrüßte die Familie. Die drei Herren achteten kaum auf ihn. Was that er ihnen? Er war ihnen gleichgültig. Der Geheimrat hatte sich erhoben und streckte ihm die Hand hin. Aber alle waren entschlossen, sich in ihren Einzelgesprächen nicht stören zu lassen.

Es antwortete auch kaum jemand, als er, geschliffener und artiger als sonst, nun noch fragte: „Gestatten die Herrschaften?“

Doch auch ohne Erlaubnis hätte er sich gesetzt. Er nahm einen Stuhl am Nebentisch fort, auf den eine dicke Jüdin die fünf Schirme ihrer ganzen Familie gelegt, lehnte

die fünf Schirme an den nächsten Baum, und ohne Widerrede saß er neben Mariechen.

Er hatte sich zwischen den Hauptmann und sie geschoben.

Der mußte zurücken und warf ihm einen etwas bösen Blick zu, doch bald beruhigte er sich wieder, denn die Geheimrätin war von bestrickender Liebenswürdigkeit, und der Offizier sah sein Glück in nächster Nähe.

Sie fragte ihn nach seiner Familie, seinen Eltern. Er mußte von seinen Schwestern erzählen, von seinen Brüdern, wen sie geheiratet hätten, wieviel Kinder sie besäßen, wo sie lebten; alles in großer Ausführlichkeit, wie ein lebenswürdiges Examen, das doch nur so angestellt werden konnte mit höheren Absichten.

Der Hauptmann fühlte auch die höheren Absichten. Er gab gewissermaßen Auskunft über sich selbst und seine Verhältnisse. Er sprach sogar von Geld, von seinem Einkommen, das sehr hübsch war, denn eine Tante hatte ihm ein nettes Vermögen hinterlassen.

Da ward die Geheimrätin noch einen Grad liebenswürdiger. Also es war kein Hungerleider, der eine gute Partie machen wollte. Alles schien bei diesem Menschen zu stimmen. Da war er endlich der ersehnte Schwiegersohn. Ein einziger Punkt mußte noch klar gestellt werden: die Verlobung, mit der ihr Mann ihr solche Angst gemacht.

Aber sie wagte nicht, ihn geradezu zu fragen. Sie wollte von irgend einer beliebigen Verlobung zu reden beginnen, doch darin sah sie eine zu starke Anspielung und unterließ es. So kam sie in große Not, sie mußte beim besten Willen nicht, wie sie es anfangen sollte. Endlich hatte sie es gefunden. Herr von Brohn brachte sie darauf. Da saß ja dieser Unglücks Mensch, dieses alternde Scheusal, dieser Außenseiter, dieser Unselige, der es fertig gebracht hatte, zweimal sich zu ver- und zu entloben. Ein Mann, der dafür auf immer für dieses Menschendasein seine Chancen verspielt hatte, ein Mensch, von dem kein Mädchen mehr ein Stück Brot nehmen würde. Aber er war ja ein Fund, ein Anknüpfungspunkt, um endlich dahin zu kommen, wohin sie steuern wollte: „Wissen Sie eigentlich Genaueres über die Geschichte von . . .“

Jetzt beugte sie sich ganz nahe zum Hauptmann, obgleich die Musik eben mit Pauken, Trommeln und Becken einen Marsch spielte, als fürchte sie, ihr Nachbar könne es hören: — „von diesem Herrn von Brohn? Ich meine, ich habe so was gehört, er soll doch zweimal verlobt gewesen sein?“

Der Hauptmann lachte: „Jawohl, das stimmt. Aber beide Male sollen die jungen Damen zur richtigen Zeit dahinter gekommen sein, daß sie im Begriff waren, den dümmsten Streich ihres Lebens auszuführen. Das müßten Sie mir 'mal erzählen, gnädige Frau.“

Doch sie wollte durchaus nicht, denn das hätte sie auf unendliche Zeit von ihrem Thema abgebracht. Und sie meinte sofort eifrig: „Ach, ich weiß es auch nicht so genau. Aber sehen Sie 'mal, der Herr hat sich offenbar die Sache nicht überlegt. Mit so einer Verlobung muß man vorsichtig sein.“

Er lächelte: „Ach, man muß eben fühlen, ob man zu einander paßt.“

Sie strahlte über das ganze Gesicht: „Nicht wahr, das muß man? Finden Sie das schwer?“

„Nein. Entweder man fühlt's — oder man fühlt's eben nicht.“

Jetzt mußte sie abermals nicht weiter. Endlich warf sie so hin: „Sehen Sie, Herr von Brohn trägt keine Ringe. Und doch hat er schon zweimal einen Verlobungsring am Finger gehabt.“

Dabei blickte sie auf des Hauptmanns Hand. Aber es blitzte nichts daran.

„Finden Sie die Sitte der Verlobungsringe nicht sehr hübsch?“

Er spielte sich auf den leidenschaftlichen Reiter auf: „Ach, gnädige Frau, wer Reiter ist, den hindern die Ringe. Wissen Sie, ich bin ja zwar Infanterist, aber ich reite furchtbar

gern und habe immer sehr schwierige Pferde. Da würde mich ein Ring stören.“

„Haben Sie nie einen getragen?“

„Nein.“

Sie hätte am liebsten gefragt: einen Verlobungsring? Aber sie wendete es: „Das wäre doch möglich.“

„Nun, wenn ich mich verlobte, dann würde ich schon das Opfer bringen. Ich habe es ja noch nicht ausprobiert, wie mein Nachbar.“

Die Geheimrätin atmete erleichtert auf. Jetzt wußte sie, was sie wollte.

Tante Lotte erzählte dem Landrat unausgesetzt. Sie sprach nur noch von Mariechen, dichtete ihr alle möglichen schönen Eigenschaften an und hatte eine Art zu reden, daß man immer nicht wußte, wünschte sie, Mariechen sollte so sein, oder war Mariechen thatsächlich so.

Jedenfalls war von dem Mädchen unausgesetzt die Rede. Schließlich ward der Landrat Feuer und Flamme. Er begeisterte sich an ihren Worten und meinte: „Ach wenn man doch so etwas für sein Glück hätte.“

Da sagte Tante Lotte mit Bedeutung und blickte ihn scharf an: „Das würde doch bloß auf einen Versuch ankommen.“

Nun wurde er mit einemmal bescheiden: „Ja meinen Sie denn, daß ein gewisses Alter und die Kinder kein Hindernis sind?“

Tante Lotte begann ein großes Geschrei: „Im Gegenteil! Aber warum denn? Wie kommen Sie denn auf solche Gedanken. Hören Sie 'mal, lassen Sie mich bloß die Sache machen. Aber ich habe ja keinen Auftrag. Wissen Sie, so etwas muß geschickt angefangen werden. Gelegentlich! Das darf man nicht vom Zaun brechen.“

Er meinte vorsichtig: „Aber gnädige Frau, Sie reisen doch ab.“

„Gewiß, gewiß! Ich meine, schenken Sie mir 'mal Vertrauen, ich werde die Sache schon arrangieren. Wissen Sie, für meinen guten Schwager und meine gute Schwester mache ich ja alles, ich habe noch für jedes in ihrem Leben gesorgt. Ich habe das Mädchen groß werden sehen . . .“

Der Landrat beugte sich zu ihr und flüsterte ihr zu: „Allerdings weiß ich nicht, wie sie selbst darüber denken würde.“

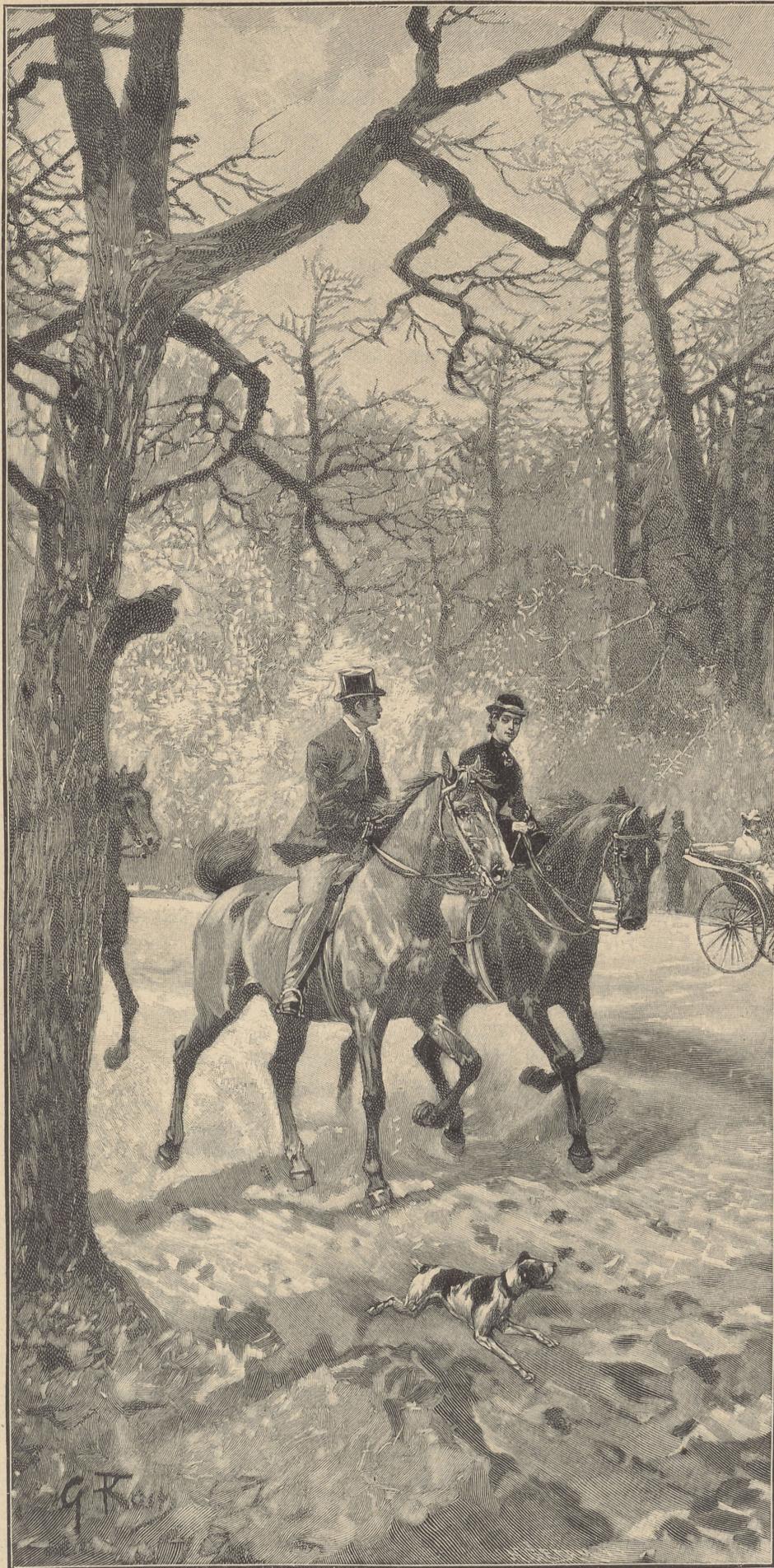
Doch die Musik machte einen solchen ohrenbetäubenden Lärm, daß Tante Lotte nicht verstand und ruhig fortfuhr: „Wissen Sie, meine Nichte ist so vernünftig, daß sie wohl weiß, was so etwas bedeutet. Und dann wird sie ihren Eltern jede Freude machen. Schließlich ist ein glückliches Familienleben doch immer das beste . . .“

Mehr verstand man nicht, denn jetzt schienen alle Streich- und Blechinstrumente auf einmal losgelassen. Aber der Landrat fühlte sich geborgen, atmete auf, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, überließ sich süßen Zukunftsträumen und warf dabei immer einen Blick auf Mariechen.

Die saß mit Herrn von Brohn da, als wären sie beide das einzige Menschenpaar. Die anderen kümmerten sich nicht um sie, die anderen gingen sie nichts an. Es hatte sich ein Vertrauen zwischen ihnen gebildet, sie gehörten zusammen. Er begann ihr seine Ansichten über Leben und Menschen auseinander zu setzen. Und mit einemmal war er mitten in seinen Verlobungsgeschichten.

Sie gab den Anstoß dazu, sie bat darum. Sie hatte Mitleid mit ihm, wollte wissen, warum ihm das Unglück geschehen war. Und er erzählte ihr in einem Tone davon, der ein Gemisch war von Kummer und Lachen, von Weichheit und Härte, daß man fühlte, dieser im Grunde zarten Seele, die vielleicht Erziehung, Erfahrung und Leben grob geschliffen, für manchen Menschen fast roh gemacht hatte, ging das alles, obgleich Jahre und Jahre dazwischen lagen, doch sehr nahe.

Ja, es gewann beinahe den Anschein, als ob diese beiden Vorkommnisse zum Teil erst den Charakter so gebildet, diesen Mann zu dem gemacht hätten, was er heute war, zu jemand, der auf sich nichts gab, dem scheinbar alles vollkommen gleich-



Frühling. Nach dem Gemälde von G. Koch.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Paul Sonntag in Berlin.)

gütlig war, ein Mann der Schärfe, die sich vielleicht nur ausgebildet hat als Waffe eines weichen Herzens gegen die Welt. Und er begann:

„Ich war noch ein jüngerer Mensch, denn es ist eine ganze Weile her. Ich habe all die Dummheiten mitgemacht, all die Oberflächlichkeiten und Albernheiten. Ich bildete mir ein, wenn man nicht jeden Tag im Winter etwas vor hätte, wäre man nur ein Mensch zweiter Klasse. Ja, ich suchte förmlich etwas darin. Es war mir ein Sport, in meinem Kalender jeden Tag eine Einladung vermerken zu können.

„Ich will Ihnen nicht den Namen des Mädchens nennen. Sie hatte mehrere Brüder, die alle ihren Weg machten oder doch im Begriff waren, ihn zu machen. Die Familienverhältnisse schienen sehr angenehm. Die Eltern waren wohlhabende Leute. Der Vater hatte eine Hoffstellung gehabt; bei dem Tode seines Herrn zog er sich zurück und lebte nun eigentlich sozusagen bloß der Entwicklung seiner Familie.

„Die sollten alle was werden, die mußten etwas werden. Es war eine gegenseitige Versicherung auf Lob bei diesen Leuten. Alles, was einer von ihnen machte, war tadellos. Sie standen für einander wie ein Mann, sie halfen sich gegenseitig, schoben einen, der etwa zurück blieb, mit kräftigen Händen vorwärts. Sie haben doch einmal in der Industrie von einem Ring gehört. Na, das war so ein Petroleum- oder Kohlenring. Und denken Sie 'mal da eine einzige Schwester. Da können Sie sich vorstellen, daß es nicht gleichgültig war, wen die heiratete. Ich glaube, am liebsten wäre ihnen irgend ein Prinz gewesen. Aber der kam nicht. Und ich sage Ihnen, obgleich ich im stillen Innern schon alle Anlagen zu Grobheit und Rauheit hatte, die heute voll entwickelt sind, ich war entschlossen: dieses Mädchen oder keines. Ich begann, ihr in einer Art den Hof zu machen, die eigentlich schauerhaft war, wenn ich mir's heute überlege.

„Ich ließ sie einfach nicht aus den Augen. Ich war überall, wo sie war, wo sie vielleicht hätte sein können. Ich klapperte an einem Tag drei bis vier Bälle und dergleichen ab, nur um sie bestimmt zu finden. Schließlich brachte ich's auch glücklich fertig, daß die Leute sagten: der läßt keinen ran. Man nahm meine Bewerbungen, obgleich die Familie sich dazu noch nicht geäußert hatte, als etwas hin, mit dem man schon rechnete. Ich tanzte mit dem Mädchen Souperwalzer und Cotillon an einem Abend. Schließlich setzte ich den Cylinder auf, ging zum Vater und hielt an.

„Ich dachte in meiner Dummheit, der würde aus den Wolken fallen. Aber siehe da: im Rat der Sieben — denn es waren zwei Eltern, vier Söhne und meine Auserwählte — herrschte schon völlige Klarheit über meine Kandidatenschaft. Der Herr Papa hielt mir eine Rede, ich sage Ihnen, als ob er sie ausgearbeitet hätte und im Reichstag abläse. Ich glaube wahrhaftig, er hatte das Manuskript in der Tasche.

„Der Sinn war etwa: Große Ehre! Haben Sie mit dem Mädchen gesprochen? Nein. Seien Sie ganz ruhig, ich habe schon gesprochen. — Das heißt, das sagte er nicht, aber es war so. — Sie muß erst ihre Ansicht äußern. Wir sind so großartige Eltern, daß wir jeden Wunsch unseres Kindes erfüllen werden, wenn er sich nur einigermaßen mit unserem Gewissen verträgt. Kommen Sie morgen wieder. Adieu. Händedruck. Aus. Am Abend schon ein Billet: Zufällig morgen Familiendiner. Einladung. Na, nun wußte ich's ja.

„Am nächsten Tag ging ich also hin. Das Mädchen sank mir errötend in die Arme, oder ich ihr, das weiß ich nicht mehr. Ich küßte vier Brüder nach einander auf beide Backen, das heißt: wir streiften uns nur, — aber es sah famos aus. Die Mutter sehr gerührt. Champagner bei Tisch. Hoch das Brautpaar! Die Schwägerinnen auch sehr nett. Drei von den Brüdern waren verheiratet, für einen wurde von der ganzen Sippe schon seit zwei Jahren ein Mädchen gesucht mit zehn Millionen, überirdischer Schönheit, bestem Charakter, möglichst aus regierendem Hause.

„Ja, nun war eigentlich die Sache in Ordnung. Das Mädchen war hübsch, ich fand es wenigstens damals. Seitdem ist sie sehr viel älter geworden, das können Sie sich ja denken, und jetzt finde ich, daß sie ganz boshafte Züge bekommen hat, deren Anlage offenbar schon vorhanden war. Na, das ist aber eine persönliche Niederträchtigkeit von mir.

„Genug, hübsch war sie und ich so wahnsinnig verliebt, daß die Familie einfach mit mir hätte machen können, was sie nur wollte.

„Das that sie auch. Ich wurde nämlich plötzlich, wie das in der Familie Usus war, da ich nun thatsächlich dazu gehörte, zu einem Ausnahmemenschen gestempelt. Eine Reklame wurde für mich in Scene gesetzt, daß einfach alles aufhörte. Ich gehörte schon zum Ringe.

„Ich merkte auch die Wirkung. Es waren gewissermaßen mir überall die Wege geebnet; ich fand, daß die Menschen höflicher gegen mich waren als früher: alle Welt fürchtete den Einfluß der Leute, die sich für Kind und Kindeskind in die Hände arbeiteten. Hinter meinem Rücken mag efflig geschimpft worden sein, aber vor mir sah ich nur freundliche Gesichter. Menschen drückten mir die Hand, die sich nie um mich gekümmert hatten, ehe ich in den Ring eingetreten war. Und die Großherzogin, bei der einer der zukünftigen Schwäger Obersthofmeister war, trug dem Rechnung und lud mich, mit dem sie nie geruht hatte, zu sprechen, mit der Braut zu ganz kleinem Kreise ein. Kurz, eine Wandlung war mit mir vorgegangen, daß ich mit den guten, braven Leuten, mit denen ich bis dahin verkehrt, kaum mehr Zeit hatte, ein Wort zu reden.

„Aber ich darf von mir sagen, ich hatte soviel Charakter, daß ich darüber nicht den Verstand verlor, sondern die Menschen, mit denen ich vorher verkehrt hatte, ein paar bürgerliche Juristen und einige Infanterieoffiziere, genau so behandelte, wie vorher.

„Da merkte ich nun schon, daß das der Familie nicht gefiel. Und meine Erziehung sollte beginnen. Es wurden über die Menschen, mit denen ich bisher verkehrt hatte, Bemerkungen gemacht. Sie wurden als unmöglich hingestellt, ich sollte ihnen entfremdet werden.

„Meine Braut war gegen ein paar dieser Herren ungezogen, ja, sie ließ sie einfach stehen. Und ich hatte die Unklugheit, ihr zu sagen, ich fühle mich durchaus noch wie früher — allerdings unsäglich glücklich, dies süße Geschöpf in meine vier Pfähle bringen — aber sonst wirklich noch ganz der alte, und wem ich einmal zugethan gewesen, dem würde ich es auch bleiben.

„Das sah sie nicht ein. Ich setzte ihr aus einander, daß sie sich doch nur freuen könne über solche Ansichten, denn ich, der ich mich einmal für sie entschieden, würde nun mein ganzes Leben hindurch ihr als Mann und Freund und Gefährte zur Seite stehen.

„Das ist ja nun allerdings nicht ganz geglückt. Aber ich dachte das damals wirklich so.

„Doch meine Braut, die ein verwöhntes, umschwärmtes Mädchen war, setzte ihr Benehmen trotz meiner Bitten fort, redete nur mit denen, die ihr paßten, mit denen, die im Rat der Sieben als erste Klasse, als Crème, als verkehrsfähig, oder als für das Fortkommen im Leben nützlich gestempelt worden waren.

„So lange sie das nur that, ging es. Aber da kam mein ältester Schwager einmal und setzte mir auseinander, nun, wo ich in die heilige Familie träte, müsse ich doch ein wenig mehr auf meinen Verkehr achten.

„Zuerst lachte ich. Aber es wurde bitterer Ernst daraus. Als solche Erziehungsmaßregeln wiederkehrten, verbat ich sie mir, als sie bei Gelegenheit abermals dringender auftauchten, wurde ich heftig, denn das ist mein Unglück, und schließlich einfach grob.

„Nun kam noch anderes. Mein ältester Schwager, der die Sache für seinen Vater in die Hand nahm — der Vater war schon siebzig Jahre und meine Braut ein Spätling in

der Ehe — begann eines Tages mit mir über die Ordnung der Finanzverhältnisse, Ehekontrakt und dergleichen zu reden.

„Es war ja eine Dummheit, daß wir das nicht gleich gethan hatten, aber nun einmal gesehen.“

„Die Familie wußte natürlich, darüber war ich mir nicht mehr im Unklaren, daß ich — pekuniär wenigstens — eine gute Partie zu nennen war. Ich hatte ein großes Einkommen, mehr denn einer im Räte der Sieben. Ich glaube sogar, ich hatte mehr denn die ganzen Sieben zusammen, obgleich sie alle gewußt hatten, wo man sparen kann und wo man es nicht darf und obgleich ihre Frauen alle Erbinnen waren. Allerdings vor der Hand nur Erbinnen, denn aller drei Eltern lebten noch.“

„Ich wurde gefragt, wie viel ich meiner Frau aussetzen wollte.“

„Ich sagte, das, was sie selbst bekäme, wollte ich nicht rechnen, das möge sie für ihre kleinen Ausgaben verthun. Aber ich dachte mir die Ehe ganz anders: was mir gehörte, gehörte auch ihr, eine bestimmte Summe gäbe es da nicht auszusetzen.“

„Der erste Teil leuchtete ihm sehr ein. Aber er blieb bei der Summe. Er mußte für seine Schwester sorgen, man könne nicht wissen, was einmal geschähe. Schließlich war ich dumm genug, ihr bei lebendigem Leibe eine Million Mark zu überweisen.“

„Mein Schwager machte das um Lebens und Sterbens willen gleich notariell fest. Ich sage Ihnen ja, es war der reine Ring, nur in diesem Falle gehörte ich offenbar nicht mehr dazu. Nun hatte ich aber, ehe die Sache zum Klappen kam, ein paarmal mit meiner Braut Streit. Es fing mit Kleinigkeiten an, kleinen Meinungsverschiedenheiten. Ich gab nach. Es waren meist solche Sachen wie Artigkeiten gegen meine alten Freunde. Aber da kam ein Ereignis.“

„Ich wurde gefragt, was ich denn beabsichtigte, meiner Braut an Schmuck zu schenken.“

„Ich war immer noch so verliebt, daß diese Frage mich nicht stutzig machte. Man kleidete sie auch in das Gewand, ich sei ja doch in solchen Dingen nicht erfahren, jede Frau hätte ihre besonderen Wünsche u. s. w. Kurz, ich bereitete mich darauf vor, mit meiner Braut und vielleicht ihrer Mutter einmal zu einem Juwelier zu gehen, den ich kannte, und ihr ein paar Rivieren, irgend etwas, das Schönste, was der Mann gehabt hätte, vorzulegen. Nicht daß sie wählen sollte, denn dann war es kein Geschenk, sondern nur um ihren Geschmack zu erfahren. Denn daß ich keinen besaß, wußte ich, auch wenn es mir der Rat der Sieben nicht öfters mitgeteilt hätte.“

„Aber nun denken Sie sich: besagter Rat der Sieben spielte selbst die Vorsehung, und nach einem Familiendiner erschien plötzlich ein freundlicher älterer Herr, brachte eine Reihe von Kästen herein, die gewissen in rotem Leder, oder sind sie grün? ich verstehe so was nicht — reichte sie auf, öffnete die Deckel, und nun strahlte der Salon in einem Licht von glitzernden Steinen, von Perlenreihen. So etwas mußte jedes Frauenherz entzücken.“

„Ich war sehr überrascht. Die Damen der Familie gebärdeten sich wie die Zerrinnigen, liefen hin und her, nahmen die Sachen aus den Kästen, probierten sie an, traten vor den Spiegel. Der Rat der Sieben debattierte, beschloß, der Ring setze den Kurs fest. Ich gehörte diesmal wieder nicht zum Ring, stand eigentlich ziemlich dumm in einer Ecke und sah diesen Herrensabbath mit an.“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, ich war vorsichtig in der Wahl meiner Eltern gewesen, wie in der meiner Onkel und Tanten, auch hatte ich nähere Bekanntschaft mit Sr. Majestät Freund Hein, der mir schon in jüngeren Jahren all die Leute, die ich einst beerben mußte, abgeholt. So hatte ich denn eine fabelhafte Überraschung vor, etwas, das wirklich eines einfachen Herrn von Brohn würdig genug ist, wenn auch vielleicht nicht eines amerikanischen Milliardärs oder eines regierenden Königs. Ich hatte mir in Gedanken für

irgend ein Stück die blankte runde Summe von fünfzigtausend Mark ausgesetzt.“

„Und nun denken Sie sich mein Erstaunen, als der Rat der Sieben — ich wurde freundlicher Weise jetzt zugezogen — übereinkam, eine ganze Brillantengarnitur, ich glaube mit grünen Steinen darin, ich weiß nicht, wie die Dinger heißen, wäre das rechte. Dazu gehörte so ziemlich alles. Ein Riesendiadem, Ohringe, Armbänder, ein Kollier — genug, meine Braut hätte sich damit behängen können wie eine Südsseeinsulanerin.“

„Sie hatte all das angethan, und da sie nicht in Balltoilette war, so sah die Geschichte eigentlich ziemlich verrückt aus. So trat sie vor mich, um als letztem auch mir das Gewählte zu zeigen.“

„Ich glaube, ich hätte immer noch nichts gesagt, wenn man mich nun gefragt hätte, ob ich das schenken wollte, oder wenn sie mit ihrem süßen Mündchen und den großen Augen, denen ich doch nicht widerstand, mich darum gebeten hätte.“

„Doch nichts dergleichen. Meine Schwiegermutter fand den Schmuck sehr passend, die Schwägerinnen machten etwas neidische Gesichter, und ich schnappte etwas auf, der Geier mag wissen, warum ich so verdammt gut höre, daß einer meiner Schwäger dem anderen zuraunte: ‚Na, etwas will man doch von dem guten Albrecht haben.‘“

„Das machte mich schon stutzig. Als aber nun mein ältester Schwager zu dem lächelnden Juwelier sagte: ‚Meine Schwester hat sich dafür entschieden!‘ — da kann ich Ihnen sagen, stieg in mir plötzlich — ich habe ja so ein unglückliches Temperament — die Wut auf. Und ich meinte ganz ruhig: ‚Aber ich habe mich noch nicht entschieden.‘“

„Der Ring machte erstaunte Mienen.“

„Ich ärgerte mich über diese Unverfrorenheit und fühlte, wenn ich jetzt nicht auftrat, so wurde ich unter diesen Leuten einfach Sklave. Das durfte ich nicht so hingehen lassen. Meine Braut that mir leid, aber um der Selbstrettung willen, um unseres künftigen Glückes willen mußte ich zeigen, daß ich der Herr war.“

„Und ich sagte freundlich zu dem Juwelier: ‚Es muß wohl ein Mißverständnis sein. Mir thut es sehr leid, daß Sie sich bemüht haben. Die Sachen sind ja ganz interessant, aber ich hatte schon gewählt. Ich habe meiner Braut schon etwas ausgesucht.‘“

„Die ganze Gesellschaft machte lange Gesichter. Die Herren schwiegen. Da trat mit einemmal meine Braut an mich heran, immer noch in dem Theateraufzug, die glitzernden Steine am hellen lichten Tag auf dem Dinnerkleid, und sagte zitternd vor Erregung, daß alles an ihr bammelte und blitzte: ‚Ich will aber das hier haben.‘“

„Ich nahm mich zusammen, stark zu bleiben: ‚Thut mir leid. Ich habe aber schon etwas für Dich.‘“

„Sie maulte wie ein ungezogenes Kind: ‚Wie bist Du nur, Albrecht? Du willst mir doch eine Freude machen. Ich will das hier haben.‘“

„Ich blieb fest: ‚Ich will selber wählen.‘“

„Da kam ihre wahre Natur heraus. Sie zitterte vor Erregung und warf mir plötzlich ins Gesicht: ‚Du hast ja keinen Geschmack!‘“

„Das traf mich. Die Sache war vielleicht nicht so schlimm, aber es schien der Schlüsselstein auf dem Gebäude von allen möglichen Mißverständnissen, es war der Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte. Und da habe ich eine furchtbare Dummheit begangen. Ich wurde nämlich so wütend, daß ich den Juwelier anschrie: ‚Nachen Sie augenblicklich Ihr Zeug ein und machen Sie, daß Sie hinauskommen. Ich zahle Ihnen keinen Pfennig. Ich kaufe nicht Sachen, die man mir vorschreibt, ich kaufe das, was ich will.‘“

„Der Ring war starr. Meine Braut riß sich mit einemmal ihren Schmuck herunter, warf ihn auf den Teppich, so daß der erschrockene Mann seine Kostbarkeiten zusammenlesen mußte. Dann erklärte sie, wenn sie diesen Schmuck nicht bekäme, wollte sie überhaupt keinen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Polizeiwesen. Mit drei Abbildungen.

Im Jahre 1800, als Frankreich in Provinzen (Departements) eingeteilt wurde, unter dem fortschrittlichen Einfluß des ersten Konsuls Bonaparte, später Napoleon I., führte man in Paris die Bezeichnung „Polizeipräfektur“ ein, deren Wirken sich auch auf die Umgebung St. Cloud, Meudon, Sèvres, Engghien zc. erstreckte. In ihrer heutigen Verfassung ist sie zusammengestellt: aus einem Polizeipräfekten, der ein Gehalt von 40 000 Francs bezieht, einem Generalsekretär mit 15 000 Francs, drei Divisionschefs à 11 000, fünfzehn Bureauchefs mit 7000 bis 9000 Francs Gehalt, sechsunddreißig Unterbeamten mit 4500 bis 6000 Francs; einem Kontrolleur für Kleidung mit 5500, einem Archivar mit 5500, siebenzig Hauptschriftführern mit 4000 bis 4500 Francs, hundertsiebenundneunzig Expeditionsangestellten mit 1800 bis 3900 Francs, sechsundsechzig verschiedenen kleineren Bureaubeamten zc. mit 1600 bis 2500 Francs Gehalt.

Paris ist auf dem Gebiet des Polizeiwesens in vier Divisionen eingeteilt, welche auf die verschiedenen Stadtbezirke, zwanzig an der Zahl, repartiert sind. Unter dem Befehl der verschiedenen Kommissare stehen die „Offiziers de paix“ und die Oberinspektoren. Ihnen folgen dem Range nach die Brigadiers, die Unterbrigadiers und die Polizeibeamten (Agents de Police). Das Korps der Schutzmannschaft (Sergents de ville) wurde im Jahre 1829 organisiert, in den Jahren 1848 und 1859 wesentlichen Neugestaltungen unterworfen, am 4. September 1870 gänzlich aufgelöst, und es erschien erst später wieder unter der Bezeichnung „Gardiens de Paix“. Jedem Arrondissement ist wiederum ein „Officier de Paix“ als direkter Chef der „Gardiens de Paix“

beigegeben, dessen Bureau sich auf der Mairie des betreffenden Bezirks befindet. An diesen Officier de Paix, im wahren Sinne des Worts ein Friedensrichter, hat man sich in jeglicher Not zu wenden. Befürchtet man irgend einen Skandal im Hause und bedarf des Schutzes, so befiehlt er einem seiner Untergebenen, sich vor der Thür des Betreffenden zur Disposition zu halten, solange es einem beliebt. Er muß für die Sicherheit der Kinder und Greise einstehen, wenn dieselben einen Damm überschreiten, kurz, er sorgt direkt oder indirekt für das Wohl der Allgemeinheit. Im ganzen gibt es 30 Officiers de Paix, 150 Brigadiers, ca. 1000 Unterbrigadiers und fast 8000 Agents de Police.

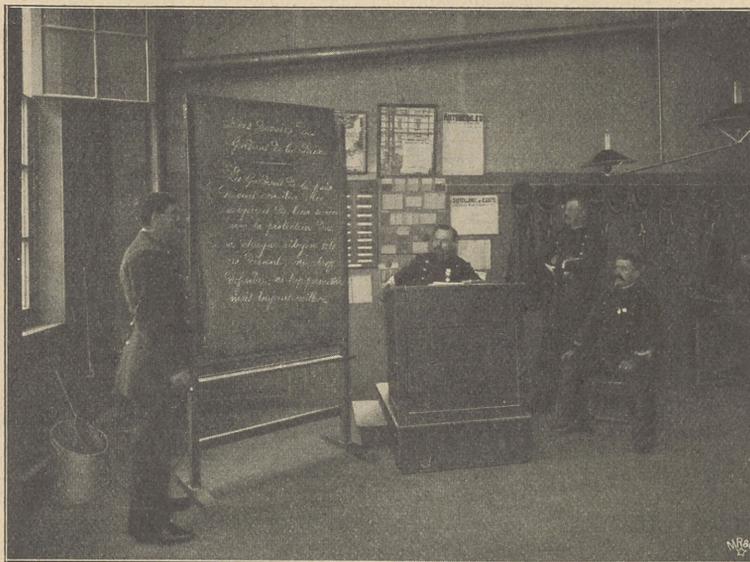
Um bei der Polizei angestellt zu werden, muß man im Besitz seiner bürgerlichen Rechte, seines Militärzeugnisses, einer tadellosen Vergangenheit und eines von dem Arzt der Polizei ausgestellten Attestes sein. Man darf das Alter von 30 Jahren nicht überschritten haben, ausgenommen, wenn man 10 Jahre unter der Fahne gedient hat; in diesem Fall ist 35 Jahr das Maximum. Die obligatorische Größe ist 1,70 Meter.

Aber es sind noch andere bedeutend schwierigere Bedingungen zu erfüllen, von denen man in der im Jahre 1883 in Paris gegründeten „Ecole de Police“, einer Schule für die Schutzmannschaft, Kenntnis erhält. Paris ist bis heute die einzige Stadt geblieben, die ein derartiges geradezu hervorragendes Institut aufweist.

Ehe ein Straßendienst angetreten werden darf, haben die „Schüler“ drei Monate lang ein bestimmtes Studium zu absolvieren. Man bildet sie dort auch gleichzeitig zu Telegraphen- und Telephonbeamten aus; nichts darf ihnen fremd bleiben. Das erste, was sie lernen, ist die schriftliche Berichterstattung über Unfälle und Übertretungsfälle polizeilicher Vorschriften. Das ist bereits eine schwierige Aufgabe, denn sie leben alle mit der Orthographie auf dem Kriegsfuß, und der administrative Stil hat auch seine aparten Schönheiten. Dann geht man zum Katechismus ihrer Pflichten über. Merkwürdig! Welche Tugenden beansprucht man für 1600 Frs. jährliches Gehalt! Sanftmut, Mäßigkeit, Pünktlichkeit, gewissenhafte Pflichterfüllung — vom Polizeipräfekten kann man nicht mehr verlangen. Nach dem moralischen Unterricht folgt der technische. Hier einige Beispiele aus einer einzigen Stunde:

Schaufenster betreffend. Sie müssen wissen, welche Kaufleute berechtigt sind, ihre Ware vor dem Laden auszustellen, die gewährten Breiten, Spezialitäten. Bei Abbrüchen ist darüber wachen, ob Balustraden und Geländer vorschriftsmäßig angebracht sind, ob der eigens dafür angestellte Aufseher mit dem Grenzstock für die Sicherheit der Vorübergehenden sorgt. Ob Zelte und Marquisen die nötige Höhe und Breite haben. Feste und transportable Gerüste untersuchen, ob ihre Konstruktion solide und ob sie genau nach den polizeilichen Paragraphen (von 1878) ausgeführt sind, die Zahl der gesetzmäßigen Balken zc. Passiert ein Unglück, so muß der Schutzmann sofort den Fehler des Baues herauszufinden wissen, die Verantwortlichkeit des Zimmermeisters spezifizieren können und eventuell verhindern, daß derselbe sich nicht etwa durch geheime Reparaturen der gesetzmäßigen Strafe entzieht. Ferner liegen Anzeigen von Mordthaten, Protokollaufnahme bei Verhaftungen und die erste Pflege Verwundeter seinem Amte ob. Bei Kranken auf der Straße muß er deren Überführung nach der Apotheke übernehmen, sie in einem Wagen nach Hause bringen oder ins Krankenhaus. Bei Streitigkeiten auf der Straße muß er erst amtlich dazwischen treten; im Fall dies nicht genügt, soll er den Schuldigen zum Kommissariat führen und ihn als Urheber des öffentlichen Skandals anzeigen. Ein genaues Studium wird den Verordnungen des Jahres 1861 gewidmet, die Lastfuhrwerke und den allgemeinen Wagenverkehr betreffend, der in Paris, wie bekannt, so kolossal ist, daß das verantwortungsvolle Amt eines Aufsehers schwer auf dem Gardien lastet. Er hat genau die Art und Weise, wie die Pferde um die Ecke biegen, zu kontrollieren, wie sie die Straße abwärts gelenkt werden zc. Lastfuhrwerke mit zwei Rädern dürfen nie mehr als fünf, diejenigen mit vier Rädern nicht mehr als acht Pferde haben. Sie müssen aufpassen, daß der Fuhrmann an der Spitze des Gespanns marschiert, daß sie Schritt gehen zc.

Wenn die so geplagten Schüler der „Ecole de Police“ einer derartigen Stunde ihre angespannteste Aufmerksamkeit geschenkt haben, die mündlichen Fragen zur Zufriedenheit beantwortet und in ihren Heften die neuen Aufgaben ein-



Unterricht in der Berichterstattung.

getragen haben, die sie drei Tage später abliefern müssen, so ist man davon durchdrungen, daß sie ihre Schülerpflichten weidlich erfüllt, und die Cigarette, die sie draußen rauchen dürfen, redlich verdient haben, nicht ohne vorher noch einer Inspizierung ihrer äußeren Kleidung unterzogen worden zu sein. Der Anblick dieser seltsamen Art Studenten dürfte auch gewisse Politiker in Erstaunen setzen, die da glauben, daß in einer Polizeischule — wenn eine solche überhaupt existiert — jedenfalls nur gelehrt werden kann, wie man die Menschheit kugoniert...

Das Anfangsgehalt eines Schutzmanns beträgt, wie oben bereits angedeutet, 1600 Frs., ein Brigadier erhält 2400 Frs., außerdem eine Entschädigung von 185 Frs. für die Wohnung und eine zweite für die Kleidung. Nach 25 jähriger Dienstzeit (die Militärjahre inbegriffen) wird ihm eine Pension gewährt, deren Summe der Hälfte des Durchschnittsgehaltes der drei letzten Jahre gleichkommt. Außerdem können sie durch einen Beitrag von zwei Francs monatlich einer „Société amicale et de prévoyance“ beitreten, die ihren Sitz im Gebäude der Polizeipräfektur hat. Diese Mitgliedschaft gewährt ihnen im Krankheitsfalle ärztlichen Beistand und verschafft ihnen alle Medikamente gratis. Besondere Belohnungen werden ihnen zuerkannt: für Verhaftungen gefährlicher Verbrecher, für Löschdienste bei Feuersbrünsten und für das Einfangen durchgegangener Pferde. Sind drei Handlungen der Tapferkeit amtlich konstatiert, so wird der Betreffende für eine der vier Sorten „Médailles d'Honneur“ vorgeschlagen. Im ersten Trimester des vorletzten Jahres gab es 93 Prätendenten unter den „Agents de Police“ für die Médailles.

Außerdem ist seit noch nicht langer Zeit ein sogenanntes „Livre d'Or“ eingeführt. Die Stadt Paris hat auf dem Kirchhof Montparnasse eine Begräbnisstätte für brave, als Opfer ihres Berufes verstorbene Schutzleute reserviert. In diesem Teile liegen u. a. begraben: Der „Officier de Paix“ Bignier, der bei der Explosion in der Rue Saint-Denis (1887) ums Leben kam, Boisselin, der während eines heftigen Streites ermordet wurde (1887).

Thouvenin traf die Mordwaffe einer Verrückten; Unterbrigadier Formorin und der Inspektor Troutot wurden von einer Bombe Emil Henrys (1892) getötet. Der Sicherheitsinspektor Colson fiel einem Meuchelmord (1893) zum Opfer, und auch Vallée starb bei Ausübung seines Berufs (1899).

In allerjüngster Zeit hat man wiederum dort ein junges Menschenleben, ein Muster der opfermütigen Selbstlosigkeit, zu Grabe getragen: der Schutzmann Bailly gehörte der seit dem Jahre 1900 eingeführten „Brigade fluviale“ an, deren Aufgabe es ist, Brücken, Ufer und Wasser zu überwachen.

Lezthin sah Bailly, den „Pont-Marie“ passierend, eine Frau ins Wasser stürzen und unter einem Schiff verschwinden. Ohne einen Augenblick zu zaudern, sprang er ihr nach und verschwand an derselben Stelle, wo die Unglückliche versunken war. Ein anderer Schutzmann Marmas sah das sich mit hergenhaster Geschwindigkeit abspielende Drama, und als keiner von beiden an die Oberfläche kam, sprang auch er schnell entschlossen nach. Inzwischen hatte sich ein Haufen Neugieriger versammelt, die Erregung wuchs und wuchs, da faßte

ein einfacher Bürger aus der Menge beherzt nach dem Schwimmgürtel und versuchte das Rettungswerk. Er fischte Marmas, den zweiten Sergeanten, der dem Erstickenstode nahe war, heraus, Bailly dagegen fand man erst viel später, als Leiche. Desgleichen die Frau, für die er in den Tod ging: eine Concierge aus der Umgebung, die in einem Anfall von geistiger Unnachtung den Tod in der Seine suchte und fand.

Diese tragische Angelegenheit war vielleicht der Anstoß, der dem stets auf Verbesserungen sinnenden Polizeipräfekten M. Depine eine neue glänzende Idee gegeben. Er hat den Ankauf eines Paares prachtvoller Neufundländer Hunde zum Preise von tausend Francs bewilligt und hat Turc und César, der eine weiß, der andere tiefschwarz, ersterer ein französischer, der zweite ein deutscher Neufundländer, der „Brigade fluviale“ gleichsam als Adjutanten zur Seite gestellt. Man hat den Tieren eine Hütte am Quai de la Tournelle erbaut, und die Sergeanten richten sie im Hinblick auf Rettungsversuche in der Seine ab. Einer dieser eigenartigen Polizeiprofessoren wirft sich ins Wasser und stellt sich tot, indem er sich vom Strome mit fortreißen läßt. Die Hunde gehorchen dem Befehl eines anderen Schutzmanns, stürzen

in den Fluß und schwimmen auf den Pseudo-Ertrunkenen zu. Und nun bietet sich ein rührender, bewunderungswürdiger Anblick dar: die intelligenten Vierfüßler, wie im Vollbewußtsein ihrer heiligen Mission, packen mit den Zähnen zwar fest, aber doch mit allen Vorichtsmaßregeln, den



Unterricht im Telegraphieren.



Unterricht im Telephonieren.

sogenannten Berunglückten an den Kleidern und schleifen, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen, die teure Beute bis ans Ufer. Die bisher errungenen Resultate sind so überraschend, daß der Polizeipräfekt jedem Sergeanten von der „Brigade fluviale“ einen Hund dieser klugen und mutigen Rasse als Compagnon geben will. M. Lépine hat die beiden Hunde mit schönen Nickenhalsbändern versehen lassen, auf denen eingraviert ist: „Préfecture de Police. Brigade fluviale.“

Das Pariser Polizeiwesen entwickelt sich mehr und mehr zu einer ausgedehnten Wohlfahrtsseinrichtung. Der sogenannte „Agent-Routier“, der mit seinem weißen Feldherrnstab achtfachen Wagenreihen von rechts und links her Halt gebietet, faßt, wenn eine alte gebrechliche Frau (wie man das täglich zu Dutzenden von Malen beobachten kann) seines Schutzes bedarf, sie dann gleichsam als uniformierte Kinderfrau unter den Arm und geleitet sie sicher über den Damm nach dem jenseitigen Trottoir. Oder er führt wie eine Pensionsmutter eine Schwar Waise oder Schulkinder unbeanstandet über die verkehrreichsten Stellen hinfort. Auf dem Kragen seiner Uniform befindet sich das Abzeichen seines Korps: ein kleiner gestickter Wagen.

Nicht minder nützlich und zweckentsprechend sind die Agents-Cyclistes, denen die Aufgabe zugewiesen ist, die Automobil- und Velocipedfahrer zu verfolgen, deren zu schnelles Tempo eine große Gefahr für das Pariser Verkehrs-wesen mit sich bringt. Es hat sich aber herausgestellt, daß bei ausgebrochenen Streitigkeiten den Automobilkernern und Radfahrern kein Beweis zu erbringen ist, daß und um wieviel das vorschrittsmäßige Zeitmaß überschritten worden ist. Infolgedessen ist wiederum im Kopf des findigen Polizeipräfekten ein außerordentlich praktisches Projekt entstanden: er will „Agents-Kontrolleurs“ einführen, an deren Fahrrad ein Kilometer anzeigendes Uhrwerk befestigt werden soll (eine

Art Taxameterfahrrad), wodurch die Beamten sofort schwarz auf weiß die eventuell Streitenden von deren Übertretung der Polizeiverordnung überzeugen können. Man arbeitet mit allen Kräften daran, die ingenieure nützliche Idee in die Praxis umzusetzen.

Man sollte es kaum glauben, daß bei den spärlichen Mußestunden, die den Polizeiangestellten gegönnt sind, einige unter ihnen noch Zeit finden, sich ernsthaft schriftstellerisch zu bethätigen. Zwei Sergeanten haben soeben ein Buch veröffentlicht! Ich möchte gleich hinzufügen, daß es sich nicht um einen Band Gedichte (wie seiner Zeit der Berliner Pferdebahnkondukteur sie fabrizierte), auch nicht um einen psychologischen Roman handelt, sondern ganz einfach um einen Leitfaden für die moralische und professionelle Erziehung der Polizeiangestellten. Die beiden „Agents-Auteurs“ nennen sich J. Rault und H. Pheipot, deren kostbares Werk (Bodenpreis ca. fünf Francs!) selbst unter den interessanten bücherreichen Auslagen der Odeonkolonnaden nicht fehlt.

Das Material zu diesem Buche schöpften sie aus zahlreichen Artikeln des Gesetzbuchs, aus Cirkulären und Reglements, und aus dieser Encyclopädie entstand ein Handbuch, wie man es sich nicht klarer, praktischer und ausführlicher denken kann.

Zum Schluß sei den Polizeibeamten noch im Namen sämtlicher Pariser Hausfrauen ein Extra-Dank ausgesprochen, denn die leidige Dienstbotenwirtschaft würde geradezu zu einer Katastrophe ausarten, wenn nicht die Schutzmannschaft zu jeder Tages- und Nachtstunde zu ihrer einzig radikalen Hilfe heranzuziehen wäre. Die Wirkung der Polizei ist hier eine durchschlagende. Die Wandlung Hühne-Lamm via Schutzmann ist das Werk eines Augenblickes. Ihm ist die Macht gegeben, uns wenigstens von dem einen Übel, genannt dem notwendigen, zu erlösen! Annie Sommerfeld.

Der Nachtsport und seine Kosten.

Von A. Oskar Kaufmann.

Alles hat seine Zeit, und auch der Sport hat seine Perioden des Glanzes und des Aufschwunges. Vor fünfzig Jahren war der Rennsport in England, vor zehn Jahren in Deutschland die vornehmste Art sportlicher Betätigung. Der Rennsport, der nur von sehr vermögenden oder durch die Verhältnisse begünstigten Leuten betrieben werden kann, hat sich in den letzten Jahren in Deutschland außerordentlich popularisiert. Als der „edelste“ Sport aber gilt er nicht mehr. Als solchen hat vielmehr der deutsche Kaiser den Segelsport bezeichnet, welcher in England und Amerika schon seit fünfzig Jahren, in Deutschland und Frankreich erst seit kurzem einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat.

Der Begründer des deutschen Segelsports ist Kaiser Wilhelm II. Wohl gab es vor seiner Regierungszeit schon in Deutschland da, wo die Verhältnisse an den binnenländischen Flüssen und Seen günstig waren, Segler und Seglervereine. Der Segelsport im großen Stil aber ist erst durch die vom Kaiser veranlaßte Begründung des Deutschen Yachtclubs und vor allem durch die jährlich stattfindende Kieler Woche in Deutschland in Aufnahme gekommen. Noch halten wir mit unserem Nachtsport gar keinen Vergleich aus mit Amerika und England, nicht einmal mit Frankreich, wo der Nachtsport ebenfalls verhältnismäßig jung ist. Wir sind nicht reich genug, um mit Amerika und England zu konkurrieren, und auch die Franzosen haben mehr Geld, als wir. Wohl haben wir auch eine Anzahl vermöglicher Leute in Deutschland, welche wohl die Kosten des Nachtsports tragen könnten, aber eine starke Begeisterung für diesen Sport, die unumgänglich zum Betriebe desselben notwendig ist, scheint in die Kreise der hohen Finanz und der Aristokratie noch nicht gedrungen zu sein. Von den Großindustriellen ist es Krupp, der sich den Nachtsport im großen Stil leistet. Vor allem aber wird diese edelste Art des Sports in Deutschland von einer Anzahl von Bundesfürsten, den Kaiser an der Spitze, betrieben.

Das Segeln auf größeren binnenländischen Gewässern oder auf der Ost- und Nordsee ist nicht nur ein außerordentliches Vergnügen, bietet nicht nur einen Reiz durch den erfrischenden, belebenden Aufenthalt auf dem Wasser, sondern erfordert auch das Einsetzen der vollen Manneskraft beim Bedienen der Segel, beim Bedienen des Ruders, erfordert Mut, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit in gewissen Augenblicken, die bei Außerachtlassung der oben erwähnten Eigenschaften für das Segelboot und seine Insassen sehr gefährlich werden können. Für das Interesse an der Marine, für die Ausbildung der Marineoffiziere und Mannschaften im Segeln hat selbst

der in den Anfängen stehende deutsche Segel- und Nachtsport bereits gute Früchte getragen. Sollte er sich weiter ausdehnen, so werden auch für weitere Bevölkerungskreise pekuniäre Vorteile entstehen, die von viel größerer Bedeutung sind, als der Binnenländer und Laie ahnt. Finden doch zum Beispiel im englisch-amerikanischen Nachtsport gegen vierzigtausend Seeleute allein Beschäftigung, von denen der größte Teil aus Scandinaviern und Deutschen besteht, während die Führer dieser Schiffe Engländer und Amerikaner sind. Nach vielen Millionen aber zählen die Ausgaben, welche der Nachtsport seinen Anhängern auferlegt, und diese Millionen kommen der Allgemeinheit zu gute, indem sie in die Kanäle des Handels und der Industrie hineingelenkt werden.

Es ist wiederholt auf die Kostspieligkeit des Nacht- und Segelsports hingewiesen worden. Wie riesengroß diese Kosten aber sind, davon macht sich der Uneingeweihte gar keine Vorstellung. Schon der harmlose Flußsegler, der ein gutes Boot sich anschafft, muß dafür mehrere tausend Mark bezahlen. Die Unterhaltung des Bootes, die Ausrüstung, der Ersatz von notwendigen Teilen, die Verproviantierung erfordern selbst bei einem Boote, dessen Besitzer vielleicht mit zwei Freunden nur kleine Partien unternimmt, schon verschiedene hundert Mark jährlich. Handelt es sich um ein größeres Boot, welches zum Beispiel an den Kieler Regatten teilnehmen will, so bedarf man schon einer Besatzung von zwei bis drei Matrosen, man bedarf besonderer Einrichtungen im Schiffe, und der Betrieb kostet durch Verpflegung der Mannschaften, durch Reisen, durch Verpflegen des Besitzers und seiner Gäste schon ein recht schönes Stück Geld. Das ist aber alles Kinderpiel im Vergleich zu den Kosten, welche die englischen und amerikanischen Nachtsportbesitzer aufwenden. Es sind zwei Arten von Vergnügungs- und Sportsyachten zu unterscheiden: die Dampfjacht und die Segeljacht. Die Dampfjacht befindet sich in der Minderzahl. Es kommen auf eine derselben immer zehn Segeljachten, und die Dampfjacht kann überhaupt eigentlich nur als Vergnügungsschiff betrachtet werden, wenn sie nicht als Tender für einen Wettrennsegler dient; denn ohne einen solchen kommen die Schiffe vom modernsten Yachttyp heutzutage nicht mehr aus. Die Dampfjachten halten sich die reichen Leute gleichwie die Fürstlichkeiten, um Vergnügungsreisen zu unternehmen, um unbehindert und ganz nach eigenem Belieben die Welt respektive die Ozeane zu durchstreifen. Die regierenden Fürsten sind nur in der Lage, die großen Dampfjachten und Spezialschiffe mit Offizieren und Mannschaften der Kriegsmarine zu besetzen, weil diese Schiffe im Etat der Kriegs-



Aus Edam. Nach dem Gemälde von Klaus Meyer.



marine geführt werden. Der reiche Engländer oder Amerikaner aber, der eine Dampfyacht anschafft, hat außer den Anschaffungskosten, die sich auf eine bis eineinhalb Millionen belaufen, noch mit kolossalen Betriebskosten zu rechnen. Eine solche Yacht, zum Beispiel die in Amerika sehr bekannte „Aphrodite“, hat folgende Besatzung: 1 Kapitän, 1 erster, 1 zweiter Steuermann, 6 Zimmerleute, 19 Matrosen, 1 Obersteward, der gleichzeitig Proviantmeister ist, 2 Stewards, 2 Diener, 1 Utensilienverwalter, 1 Oberkoch, 3 Köche, 1 Oberingenieur, 3 Ingenieure, 3 Maschinisten, 15 Heizer. Das Gehalt für den Kapitän beträgt monatlich 800 Mark, die Steuerleute bekommen 400 und 300 Mark, die Matrosen haben 120 Mark monatlich, ebensoviel die Heizer und Maschinisten; der Oberkoch hat 200 Mark, die Gehilfenköche jeder 120 Mark. Der Obersteward, der die Verwaltung der Speisen und Getränke unter sich hat und, wie bereits erwähnt, als Proviantmeister fungiert, bezieht 400 bis 500 Mark monatlich. Dazu kommt für alle diese genannten Persönlichkeiten vollkommen freie Verpflegung, Wäsche und Uniform. Die „Aphrodite“ verbrennt täglich 900 Centner Kohlen, das macht pro Tag im Durchschnitt 720 Mark Kosten für Feuerung. Beim Segeln und Dampfen bei scharfem Wind leiden diese Schiffe manchmal starke Havarien. Die Reparaturen betragen also auch bei der Dampfyacht Tausende von Mark jährlich. Rechnet man dazu die Verpflegung an Bord, die selbst für Matrosen nicht unter 2 Mark täglich hergestellt werden kann, rechnet man dazu die Beschaffung von Speisen und Getränken für den Besizer und seine Gäste, die Möblierung und die innere Einrichtung der Yacht und deren Ergänzung, die Wäsche und andere „Kleinigkeiten“, so ergibt sich für eine Dampfyacht, wie die „Aphrodite“, eine Kostensumme von vier und zwanzigtausend Mark monatlich. Das macht für das Jahr rund dreihunderttausend Mark Kosten. Dabei ist aber der Aufenthalt in den Städten, welche die Yacht anläuft, noch nicht gerechnet.

Daß sich natürlich derartige Ausgaben nur steinreiche Leute, Millionäre oder Milliardenäre leisten können, ist eigentlich selbstverständlich. Aber auch die Segelyacht und deren Betrieb kosten geradezu riesenhafte Summen. Wir wollen vorläufig ganz absehen von den Rennyachten, die in wilder Hezjagd und in einem erbitterten Wettkampf zwischen Amerika und England erbaut worden sind, um den sogenannten „America cup“, einen silbernen Krug, den die Amerikaner im Segelwettkampf im Jahre 1851 gewonnen haben, wieder in den Besitz der Engländer zu bringen. Diese Yachten, mit denen wir uns weiter unten beschäftigen werden, sind Wunderwerke der Baukunst und erfordern ein riesiges Geld für den Betrieb. Aber sie sind für andere Zwecke als für das Wettsegeln in der Nähe der Küste vollständig wertlos. Die Fachleute behaupten wenigstens, man könne mit diesen Rennyachten nicht ohne große Gefahr den Ozean kreuzen. Die Vergnügungsyachten mit Segelbetrieb, die man erbaut hat, um damit die Weltmeere zu befahren, sind daher von einem ganz anderen Typ. Sie sind massiger gebaut, sie sind mit viel größeren Bequemlichkeiten ausgerüstet, und sie gewähren einer ganzen Anzahl von Personen Aufenthalt. Natürlich kann man nicht so viel Personal, wie auf einem Dampfer von 650 bis 1000 t halten. Man begnügt sich mit einem Kapitän und einem Steuermann, mit zwölf bis achtzehn Matrosen, mit einem Koch, einem Steward, einem Diener, und vielleicht einem Dienstmädchen für die weiblichen Fahrgäste. Trotzdem ist der Sport, wie man sich denken kann, durch die Gehälter, die gezahlt werden müssen, durch die Verpflegung der Angestellten, durch die Unterhaltung des Schiffes, teuer genug, und die Anschaffungskosten für eine solche Vergnügungsyacht, mit der man kein Rennen gewinnen will, betragen immerhin eine halbe Million und mehr.

Zwischen England und Amerika bestand schon in der Mitte des XIX. Jahrhunderts eine heftige Rivalität im Segelwettkampf mit hochseefähigen Yachten. Im Jahre 1851 erschien in England eine neu-erbaute amerikanische Yacht, die „America“, von einer so außerordentlichen Bauart, daß die englischen Fach- und Seelente verwundert die Köpfe schüttelten. Als das Wettsegeln stattfand, erwies sich die „America“ derartig allen anderen Schiffen überlegen, daß sie nicht nur spielend siegte, sondern daß ihr gegenüber alle anderen, auch die besten Segelyachten gar nicht in Betracht kamen. Von diesem Augenblicke an begann eine vollständige Umwälzung und ein unglaublich erbitterter Kampf in der Konstruktion und im Bau von Segelyachten. Die Engländer hatten schon mit Rücksicht darauf, daß alle Häfen einer solchen Yacht zugänglich sein sollten, die breiten Yachten von verhältnismäßig geringem Tiefgang vorgezogen. Jetzt mußte man sich zu neuen Modellen entschließen, und vorläufig wurde natürlich das Modell der „America“ nachgeahmt, welche den „America cup“ als Siegespreis nach Amerika entführte. England fühlte sich in seiner nationalen Ehre dafür engagiert, diesen Ehrenpreis wieder zu erobern. Aber trotz fünfzigjähriger Anstrengungen, von denen sich der harmlose deutsche Staatsbürger keinen Begriff macht, nach Aufwand von Milliarden von Mark ist dieses Vorhaben bis heute nicht geglückt. Selbst die letzte Riesenanstrengung, die im Jahre 1901 der steinreiche englische Theehändler Lypton, der sich vom gewöhnlichen Kolonialwarenändler herausgearbeitet hat, unternahm, ist zu Ungunsten der Engländer ausgefallen.

Es muß hier etwas Sporttechnisches angeführt werden, um das Verständnis für das Folgende zu erleichtern. Wenn bei gutem Winde eine Segelyacht direkt laufen kann, ohne kreuzen zu müssen, dann macht sie eine außerordentlich rasche Fahrt, weil alle Umstände für sie günstig sind. Kommen dann zwei Segelyachten zusammen, die

auch nur ähnlich in der Bauart und in der Vorzüglichkeit der Bedienung sind, so werden sie sich gegenseitig wenig Abbruch thun. Es handelt sich dann gewöhnlich um Siege, die der Zufall herbeigeführt hat. Die Differenz zwischen den Seglern beträgt dann vierzig Sekunden, höchstens drei bis fünf Minuten Zeit. Das ist auch nicht der richtige Segelsport. Dieser wird vielmehr erst ausgeübt und bietet der Bemannung Gelegenheit zu zeigen, was sie kann, wenn es sich darum handelt, gegen den Wind zu segeln, also im Zickzack zu fahren, so daß man den Wind bald von der einen, bald von der anderen Seite auffängt. Dieses „Aufkreuzen“ gegen den Wind zeigt erst, was ein Schiff als solches und was die Bemannung desselben kann, und wenn ein Segelwettkampf bei Gegenwind stattfindet, dann erst zeigt es sich, was Schiff und Mannschaft zu leisten vermögen. Je mehr Segel ein Schiff führt, desto schneller kommt es vorwärts, sei es, daß der Wind voll in die Segel der Yacht bläst, oder daß sie aufkreuzen muß. Je mehr Segel aber eine Yacht trägt, desto stabiler muß ihr Körper sein. Wird der Körper aber stabil, so liegt er schwer im Wasser, und seine Masse findet beim Durchschneiden des Wassers Widerstand. Es galt also Schiffe zu konstruieren, die im Stande sind, eine kolossale Menge von Leinwand zu tragen und deren Körper doch rasch durch das Wasser geht. So konstruierte man die Kielboote mit sehr tiefgehendem Kiel und belegte letzteren mit Bleiplatten im Gewicht von vielen tausend Pfund. Dadurch erhält das Schiff allerdings eine Stabilität, die das Rennen zu einer Sache der Unmöglichkeit macht, selbst wenn das Schiff derartig überholt, daß die Segel das Wasser berühren.

Um eine solche Rennyacht zu bedienen, sind 75 Mann erforderlich, und da man die Leute auf der Yacht selbst schwer unterbringen kann, muß man einen Tender, eine Dampfyacht mitsführen, auf der die Leute sich zeitweise aufhalten, auf welcher die Ablösung schläft und auf welcher die Leute wohnen, wenn nicht Wettsegeln stattfindet. Auf dem Tender befindet sich auch gewöhnlich die Küche, befinden sich die Hauptvorratsräume. Die Anschaffung einer solchen Segelrennyacht kostet heutzutage 800 000 Mark bis eine Million. Der Tender „Erin“, den Lypton neben seinem „Schamrock II.“ in Amerika beim letzten Rennen hatte, verursachte außerdem noch $1\frac{1}{2}$ Millionen Anschaffungskosten.

Die berühmtesten Bootsbauer sind augenblicklich die Inhaber der Firma Herreshoff in New York, deren Chef blind ist, aber sich heute noch mit großer Energie an der Konstruktion neuer Boote beteiligt. Diese Firma hat auch die in jüngster Zeit so viel genannte Segelyacht „Meteor II.“ gebaut, die in Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Meß Alice Roosevelt gekauft worden ist, und dadurch ist das Gerücht entstanden, daß der Kaiser beabsichtigte, im Jahre 1902 mit seiner Yacht in Wettbewerb mit den Engländern und Amerikanern um den „America cup“ zu treten.

Auch die 75 Mann, der Kapitän und die Steuerleute auf der Rennyacht sind natürlich uniformiert und werden sehr teuer bezahlt. Ihr Gehalt ist bei weitem höher, als das der Besatzung auf den Dampfyachten. Der Kapitän erhält ungefähr vier- bis fünftausend Mark jährlich, und selbst die Matrosen haben bis 2400 Mark, außer vollständig freier Verpflegung. Der Besizer einer solchen Rennyacht macht es nicht, wie die anderen Yachtbesitzer, die nur sechs Monate während der Saison segeln und dann das Schiff in das Winterquartier schicken, vielmehr will er eine gut zusammenarbeitende und eingeebte Mannschaft haben und behält sie daher auch außer der Saison. Der Rennyachtbesitzer, der nur während der Saison segelt, engagiert die Mannschaft vier Wochen vor der Saison, um sie einzutreiben, und entläßt sie vier Wochen nach der Außerdienststellung des Schiffes, nachdem die Abtastelung für das Winterquartier erledigt ist.

Man kann auch in Amerika und England Yachten mit voller Besatzung und Einrichtung mieten, gewöhnlich auf die Zeit von sechs Monaten. Man hat dann mit der Anschaffung der Yacht und der Verwaltung gar nichts zu thun. Nach Ablauf der sechs Monate nimmt der Vermieter die Yacht mit der Besatzung wieder zurück, und nur die Kosten für die persönliche Verpflegung hat der Mieter mit samt seinen Gästen zu bezahlen.

Sehr große Kosten verursachen die Rennyachten durch die Neubeschaffung von Segeln, Masten und Spieren. Es werden nicht nur Segel von fester Leinwand, sondern bei gutem Wetter auch seidene Segel geführt, weil diese leichter sind und doch dem Winde kräftigen Widerstand leisten. Besonders gern benutzt man als Spinnaker, das heißt für das vorderste sich weit bauchende und bläbende Segel, Seidenstoffe. Die Yachten haben alle Kutterabteilung, und es kostet eine neue Garnitur von Segeln aus Leinwand 24 000 bis 25 000 Mark. Die Masten und Spieren sind aus Stahlröhren hergestellt. Sie brechen trotzdem. Man erinnert sich, daß der Mast mit der ganzen Takelung und mit den Segeln im Mai v. J. auf „Schamrock II.“ zusammenbrach, als gerade König Edward sich mit dem Besizer der Yacht Lypton an Bord befand. Der Ertrag für einen solchen Mast oder für eine Spiere beträgt ebenfalls Tausende von Mark.

Den Wettbewerb gegen Lypton hielt im Jahre 1901 ein Syndikat von Leuten aus dem New Yorker Yachtclub. Sie siegten mit ihrer Yacht „Constitution“, deren Bau 800 000 Mark gekostet hatte. Das Einzigerzieren der Mannschaften und der Betrieb bis zum Schluß der Regatta kostete 320 000 Mark. Außerdem wurde noch ein Schrittmacher für die „Constitution“ gehalten. Es war dies eine sehr tüchtige Segelrennyacht „Columbia“, die mit vorzüglichen Mann-

schaften besetzt war und mit welcher die „Constitution“ mit ihrer Mannschaft wettsegelte, um sich für das große Rennen um den „America cup“ vorzubereiten. Auch diese Nacht, die nur gemietet war, verursachte 24 000 Mark Kosten. Dazu hielt das Syndikat für die beiden Segelachten noch ein Dampfschiff als Tender, welches für Kohlen, Besatzung und Miete 30 000 Mark für die Rennsaison ver-

schlang. Dipton soll der Versuch, den „America cup“ zu erwerben, außer der Anschaffung seiner Schiffe im Jahre 1901 800 000 Mark gekostet haben.

Es kommt also Geld unter die Leute, und deshalb ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus dieser amerikanisch-englische Nachtsport im allergrößten Stil wenigstens mit Freuden zu begrüßen.

Die Protestanten in Köln.

Ein hundertjähriges Freiheitsjubiläum. Von Heinr. Becken.

Am diesjährigen Himmelfahrtsfeste steht der evangelischen Gemeinde zu Köln am Rhein, die im vorigen Herbst die Ehre und Freude hatte, viele Hunderte von treuen evangelischen Männern aus allen Teilen des Deutschen Reiches und der ganzen evangelischen Welt zur 54. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins bei sich zu Gaste zu haben, wieder eine erhebende Feier bevor: das hundertjährige Jubiläum ihrer Glaubensfreiheit.

Die evangelischen Gemeinden am Niederrhein sind mehr oder weniger alle jahrhundertlang „Gemeinden unter dem Kreuz“ gewesen und haben sich ihre Glaubens- und Gewissensfreiheit mit schweren Opfern erkämpfen müssen. In ganz besonderem Maße gilt das von der evangelischen Gemeinde zu Köln, „der heiligen Stadt, durch Gottes Gnade der heiligen römischen Kirche treue Tochter“, der uralten Feste des römischen Katholizismus im Deutschen Reich. Ein kurzer Gang durch die Geschichte dieser Kreuzgemeinde und ein Blick auf ihre wechselnden Geschicke darf wohl der Teilnahme weiterer Kreise sicher sein, zumal sich in den Geschichten dieser Gemeinde die mancher anderen wieder spiegeln und man gerade an dieser Gemeinde sehen kann, wie Gott allen Hindernissen zum Trotz die gute und gerechte Sache doch endlich zum Ziele führt, wenn seine Stunde gekommen ist.

Auch im heiligen Köln, dem deutschen Rom, fand das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christus und die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben schon bald nach dem Auftreten Luthers unter Geistlichen und Laien seine heimlichen Anhänger. Besonders in dem Kloster der Augustiner wurden die Schriften des kühnen Augustinermonchs von Wittenberg mit Begierde gelesen und fanden auch hier angesichts der offensibaren Schäden der Kirche, die auch im Kurstift Köln je länger je mehr zugenommen hatten und dringend einer baldigen Reform bedurften, mehr Beifall als Widerspruch. Aber sowohl der Rat der Stadt als auch die Universität, deren Theologen gerade um diese Zeit durch die berühmten satirischen Briefe der Dunkelmänner — *epistolae virorum obscurantium* — zum Gespött der Welt gemacht waren, setzten von vornherein dem Eindringen der neuen Lehre den heftigsten Widerstand entgegen und boten alles auf, um die heilige Stadt dem Papsttum zu erhalten. Die Universität sprach über Luthers Schriften das Verdammungsurteil aus, der Rat erließ ein strenges Verbot, die lutherischen Reherbücher in der Stadt zu drucken und zu verbreiten, der Reherichter Jakob von Hochstraaten richtete, als noch niemand an gewaltsame Unterdrückung der Bewegung dachte und man in Rom noch meinte, sie würde sich als ein unbedeutendes Mönchsgezänk bald wieder im Sande verlaufen, als erster in Deutschland die dringende Bitte an den Papst, die gefährlichen Anstifter dieses Unheils unschädlich zu machen.

Da der neuen Lehre auch in Köln auf diesem Wege nicht zu wehren war, versuchte es die Geistlichkeit klugerweise auf dem Wege der Politik. Mit einem dieser Versuche hatte sie freilich kein Glück. Im Herbst des Jahres 1520 weilte in den Mauern der Stadt, auf der Reise nach Aachen zur Krönung Karls V. durch ein Sichtleiden zurückgehalten, Luthers Landesherr, Friedrich der Weise. Das benutzten die Kölner Theologen, um durch den päpstlichen Gesandten Alexander den Kurfürsten zu bewegen, Luthern, der inzwischen vom Papst in den Bann gethan war, zur Verantwortung nach Rom auszuliefern. Der Kurfürst war so klug, die Sache vorläufig unentschieden zu lassen, und holte zuvor den Rat

des berühmten Gelehrten Erasmus von Rotterdam ein, indem er denselben samt dem Ritter Franz von Sickingen am 5. November 1520 zur Tafel lud. Ohne sich zu Luthers Freunden zu zählen und die Art seines Auftretens nach jeder Richtung zu billigen, ergriff Erasmus, wie von dem aufgeklärten Humanisten nicht anders zu erwarten war, die Partei Luthers, tadelte das Verdammungsurteil der Kölner Theologen und meinte sarkastisch, „der Wittenberger Mönch habe sich allerdings in zwei Stücken schwer versündigt, nämlich darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe“. Nach dieser Unterredung wies Friedrich das Ansinnen Alexanders rundweg ab und forderte in Übereinstimmung mit allen wohlgesinnten Männern, daß Luther auf deutschem Boden vor einer Versammlung frommer und gelehrter Männer verhört werden sollte.

Mehr Glück hatten die Kölner mit einem anderen politischen Schachzug. Karl V. sollte bei seiner Krönung in Aachen in üblicher Weise dem Papst und der Kirche Schutz und Hilfe versprechen. Nun baten ihn die Kölner Theologen durch denselben päpstlichen Gesandten Alexander, bei seinem demnächstigen Besuch in Köln Luthers Schriften zur allgemeinen Warnung und Abschreckung in seiner Anwesenheit feierlich verbrennen zu dürfen. Der Kaiser, der für Luthers Werk nicht das geringste Verständnis hatte und in ihm nur den Empörer sah, ging bereitwillig darauf ein und freute sich, dem Papst und der katholischen Sache einen Dienst leisten zu können. Am Morgen des 12. November 1520 fand auf dem Domhof in Gegenwart des Kaisers, des gesamten Domkapitels, der Universität und des Rates das traurige Schauspiel statt. Von einer Tribüne herab wurde die päpstliche Bannbulle in deutscher Sprache verlesen und dann eine Anzahl Lutherscher Schriften auf einem vorher dazu angehäuften Scheiterhaufen unter Flüchen und Verwünschungen verbrannt. Aber die Bewegung nahm nichtsdestoweniger auch im heiligen Köln ihren stillen und verborgenen Fortgang. Trotz aller Verbote fanden die Schriften Luthers und andere reformatorische Schriften, darunter vornehmlich die Flugschriften eines jungen Kölner Gelehrten Namens Georg Westerbürg, der zuerst zu Luther in persönliche Berührung getreten war, dann aber sich den stürmischeren und radikaleren Wiedertäufern angeschlossen hatte, unter Geistlichen und Bürgern eifrige Leser, und selbst die Hinrichtung zweier evangelischen Glaubenszeugen konnte die Bewegung nicht aufhalten.

Am 28. September 1529 erlitten in Köln zwei andere Zeugen der evangelischen Wahrheit den Märtyrertod: Peter Fliesteden und Adolf Klarenbach. Der erstere, Peter Fliesteden, ein für die evangelische Wahrheit entflammter, aber allzu stürmischer Geist, der mit rücksichtslosem Eifer nach Art der Wiedertäufer gegen das römische Unwesen anging, hatte seine Verhaftung und Verurteilung dadurch herbeigeführt, daß er sich eines Tages während der Messe im Dom vor den Hochaltar stellte und seine Verachtung der unbiblischen Ceremonie dadurch vor allem Volke Ausdruck gab, daß er den Hut aufbehielt, die Knieenbeuge verweigerte und bei der Erhebung der Monstranz entrüstet auf die Erde spie. Der andere, Adolf Klarenbach, aus einem Hofe bei Vennepe im Bergischen stammend und vorher als Konrektor in Münster, dann in Osnabrück thätig, hatte nichts anderes begangen, als daß er überall, wohin er kam, sonderlich in dem benachbarten Bergischen, kühn die neue Lehre gepredigt hatte und zur Verteidigung seines gefangenen Freundes Clopris, des Pfarrers

von Büberich, nach Köln gekommen war. Er wurde achtzehn Monate gefangen gehalten, von Kerker zu Kerker geschleppt, wiederholt vor dem Regerrichter verhört und endlich, nachdem er am 14. März 1529 als „ein räudiges Schaf und faules, stinkendes Glied“ von der Kirche ausgestoßen war, am 28. September 1529, zusammen mit seinem Freunde und Glaubensgenossen Peter Fliesteden, bei dem Kirchhofe Melaten lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Auf dem Wege zur Richtstätte betete er für seine Feinde; alle Aufforderungen zum Widerruf wies er ruhig, aber bestimmt zurück; sein letztes Wort war: „O Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Auch durch die Flammen des Scheiterhaufens war das Evangelium im deutschen Rom nicht wieder auszutilgen; wohl aber gelang es leider dem Rat und der Geistlichkeit, es noch auf Jahrhunderte hinaus mit List und Gewalt niederzuhalten, seine Anhänger auf empfindliche Weise zu schädigen und zu belästigen und ihnen die öffentliche Ausübung des evangelischen Gottesdienstes durch schwere Strafen zu verweigern. Große Hoffnungen erregten unter den Evangelischen die Reformationsversuche des Kölner Erzstiftes durch die Kurfürsten und Erzbischöfe Hermann von Wied und Gebhard von Walburg-Truchseß; aber beide Versuche scheiterten an dem Widerstande des Domkapitels und des Rates und endeten mit der freiwilligen Amtsniederlegung des einen und der Amtsentsetzung des anderen. Zwar fehlte es auch nach diesen mißlungenen Reformationsversuchen in den folgenden Zeiten niemals in Köln an solchen, die heimlich dem Evangelium anhängen, auch hatte die kleine evangelische Gemeinde, die teils aus niederländisch-reformierten, teils aus lutherischen Elementen bestand, schon seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts stets ihre heimlichen Prediger, die ihr hin und her in den Häusern das Brot des Lebens brachen, darunter eine Zeitlang Philipp Nicolai, den Dichter der Kirchenlieder „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Wie schön leuchtet der Morgenstern“; aber den öffentlichen Gottesdienst konnten sie nur in dem benachbarten, zur Grafschaft Berg gehörigen Frechen und Mühlheim besuchen, und während der Augsburger Religionsfriede und der Westfälische Friede den anderen Evangelischen im Deutschen Reich die langersehnte Glaubensfreiheit brachte, mußten die Evangelischen in Köln, dem ungebrochenen Bollwerk des Papsttums am grünen Rhein, immer noch um des Evangeliums willen Schmach und Verfolgung leiden. Das Häuflein der Evangelischen in Köln blieb noch lange im tiefsten Sinne des Wortes „eine Gemeinde unter dem Kreuz“. Kein Evangelischer durfte in der Stadt einen Kleinhandel betreiben, keiner ein städtisches Amt



Beethoven. Nach der Statue von Max Klinger.
(Photographie-Verlag von E. V. Seemann in Leipzig.)

bekleiden, keiner in seinem Hause oder auch auf einem Schiff irgend eine gottesdienstliche Handlung vornehmen lassen. Im Jahre 1609 wurde eine große Anzahl angesehener evangelischer Bürger aus der Stadt vertrieben. Als im Jahre 1787 den Protestanten von Ratswegen gestattet wurde, ein gemeinschaftliches einfaches Bethaus ohne Turm und Glocke in der Hofengasse zu errichten und Kaiser Joseph II. den Beschluß umgehend bestätigte, entstand eine solche Erregung im Volk, daß eine Pariser Bluthochzeit im kleinen zu befürchten war und die Protestanten es vorzogen, lieber auf den Bau zu verzichten.

Endlich schlug auch im deutschen Rom für das Evangelium und seine treuen Bekenner die Stunde der Befreiung. Die große politische Umwälzung, die sich am Ende des XVIII. Jahrhunderts in dem benachbarten Frankreich vollzog und dort unter Strömen von Blut den alten verrotteten und ganz unhaltbar gewordenen Zuständen ein Ende bereitete, kam im katholischen Köln den Evangelischen zu gute und brachte ihnen mit der bürgerlichen Freiheit auch die religiöse und kirchliche. Nachdem im Jahre 1794 das Heer der fran-

jösische Republik das ganze linke Rheinufer erobert hatte, wurde letzteres und damit auch die Stadt Köln im Luneviller Frieden vom 9. Februar 1801 an Frankreich abgetreten. Derselbe Mann, der in Gottes Hand zur Geißel Europas werden sollte, wurde für die Evangelischen im deutschen Rom ein großer Wohltäter. Napoleon Bonaparte gestattete nicht nur nach den Grundsätzen der neuen Zeit überall den Protestanten reformierten und lutherischen Bekenntnisses freie Religionsübung, sondern er sicherte auch den Protestanten in Köln seinen besonderen Schutz zu; ja, er erlaubte ihnen, sich von den aufgehobenen zahlreichen Klöstern und Kirchen irgend etwas auszusuchen, das für ihre Bedürfnisse passend und notwendig wäre, und schenkte ihnen auf ihre einmütige Bitte zum gemeinsamen Gebrauch die zwar bauwürdige, aber im edlen gotischen Stile erbaute Antoniterkirche in der Schildergasse, im Mittelpunkte der Stadt, samt den dazu gehörigen Gärten und Wohnungen der ehemaligen Herren des Antoniterstifts. In der Übergangszeit, während des Umbaues der Kirche, wurde am Sonntag Rogate, den 23. Mai 1802, im Saale der Brauerzunft in der Schildergasse mit großer Feierlichkeit, unter Anwesenheit aller staatlichen und bürgerlichen Behörden, der erste gesetzlich gestattete öffentliche Gottesdienst gehalten, wobei der reformierte Pfarrer Wilking aus Süchteln die Predigt hielt. Die Reformierten wählten Wilking, die Lutherischen Christian Bruch aus Velbenz zu ihrem Pfarrer, thaten sich aber von Anfang an zu einer Gemeinde zusammen, hatten einen Kirchenvorstand, eine Schule, einen Gottesdienst, ein Gesangbuch. Der Gottesdienst wurde abwechselnd von dem reformierten und lutherischen Prediger geleitet, das heilige Abendmahl einmal nach reformiertem, das andere Mal nach lutherischem Brauch ausgeteilt. Am Sonntag Rogate 1805 wurde die mit großen Opfern erneuerte Antoniterkirche unter großen Feierlichkeiten eingeweiht.

Eine noch bessere Zeit brach in Köln für die Evangelischen an, als nach dem Sturze Napoleons das linke Rheinufer an Preußen kam und von den Hohenzollern unter ihre

starken und warmen Flügel genommen wurde. Die am Anfang des Jahrhunderts kaum 8000 Seelen zählende Gemeinde wuchs unter der preußischen Regierung, die ihr von vornherein das größte Wohlwollen entgegenbrachte, zusehends.

Schon seit dem Jahre 1817 feierten beide evangelischen Konfessionen auf Anregung des von König Friedrich Wilhelm III. erlassenen Unionsauftrages das heilige Abendmahl immer gemeinschaftlich. Die völlige Vereinigung erfolgte nach Erledigung aller rechtlichen Hindernisse und Schwierigkeiten am Sonntag Rogate 1826 in aller Form durch einen feierlichen Gottesdienst. Jetzt zählt die evangelische Gemeinde in der nach der Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs und der Beseitigung der beengenden Festungsmauern herrlich aufblühenden und sich mächtig entwickelnden Metropole des Rheinlandes, abgesehen von den Vorstädten, die alle ihre eigenen Gemeinden haben, nach Ablauf des ersten Jahrhunderts ihrer Glaubensfreiheit über 40 000 Seelen mit drei Kirchen und acht Pfarrern und einer stattlichen Anzahl von Anstalten der Liebe und Barmherzigkeit. Bei der feierlichen Einweihung der im schönsten Teile der Neustadt gelegenen Christuskirche am 2. Dezember 1894 wurde auf dem sich daran anschließenden Festmahl im Gürzenich, dem altberühmten Festhause der Stadt Köln, von einer vielhundertköpfigen Versammlung evangelischer Männer unter Besaunenklang stehend das alte Lutherlied gesungen: „Ein feste Burg ist unser Gott“. In den Tagen vom 1. bis 3. Oktober 1901 wurde in Köln, wie schon eingangs erwähnt, unter nie dagewesener Beteiligung und Begeisterung die 54. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung abgehalten. Demnächst soll auf dem Wormser Platz, in der Nähe des herrlichen Volksgartens, der Grundstein zu einer vierten Kirche gelegt werden. Die nahe bevorstehende hundertjährige Jubelfeier der Glaubensfreiheit wird wieder einen neuen Höhepunkt des aufblühenden kirchlichen Gemeindelebens bilden und dem jetzt lebenden Geschlecht neue Antriebe geben, sich der Glaubensstreue und des Glaubenseifers der Väter würdig zu erweisen.

Pannkoken's Rache.

Einer wahren Begebenheit nach erzählt von H. von Krause.

Zu Großmama! Gibt's noch 'ne Frau wie die?
Wie's unter ihren Händen sich gestaltet!
In Haus und Hof und Küche schafft sie,
Und Ordnung ist, wo nur ihr Scepter waltet.
Das mußte auch die große Kinderwart:
(Zwei Mädchen und der Bub'n sind es sieben),
Und weil der Vater viel im Dienste war,
Sind alle neune ihrer Zucht verblieben.
Großvater, ein gar stattlich, feiner Mann,
Den selten nur des Fürsten Gunst entlassen
In's eigne Heim, verbat sich, daß man dann
Verlangt', er soll mit Strafen sich befassen.
Drum hieß es dann auch hier: „Nun, Zette Du,
Du mußt sie strafen, nach dem Rechten schauen!
Du machst das schon, mich aber laß in Ruh,
Ich mag als Sonntagsspaß nicht Jungens
hauen.“

Die Peitsche? Nein der Weiblichkeit ihr Recht!
Sie braucht die Elle, und das Maß der Rücken,
Das nahm denn diese Elle oft nicht schlecht,
Da hieß es unter Ach und Weh sich bücken.
Ein Schweftersohn, ein netter, kleiner Mann,
Mit dickem Blondgelock und schwarzen Augen, —
Es kam auf einen Jungen mehr nicht an, —
Dem mußte auch die böse Elle tangen.
Er war ein Schelm, ein recht durchtrieb'ner
Strich,

Pannkoken nannten ihn aus Spaß die sieben.
Sonst hieß er Hermann, und sein lust'ger Blick
Ist wie der schöne Name ihm verblieben. —
Im Sommer zog man jährlich auf das Land,
Das war das Wonneparadies der Buben;
Was man da alles doch zu treiben fand!
Da saß man kaum beim Lernen in den Stuben!
Den ganzen Tag ward wichtig da geschafft,

Dem schmächt'gen Kandidaten macht's oft
Bangen,
Wie er das nö'ge Pensum Wissenschaft
Beibrächte diesen thatendurst'gen Rangen.
In Feld und Wiese, Dorf und Pferdewall,
In Wald und Busch, am See und Fluß und
Graben,
Im Scheunenslur, im Hof und überall,
Da müssen helfen doch die lieben Knaben.
Wie Vögel brüten, Nester muß man sehn,
Die Pferde in die kühle Schwemme reiten,
Maitäfer suchen, Fische angeln gehn,
Den Hüttejungen auf das Feld begleiten.
Im Weidenbusche schneidet Pfeifen man
Und streitet mit dem Ruckuck um das Leben,
Dianas junge Händchen sieht man dann —
Und was für Obst mag's wohl im Garten
geben?

Und was man alles sammeln muß mit Fleiß:
Die Wiesenblumen zwischen Böschpapiere,
Die Schmetterlinge jagte man im Schweiß,
Und pflegte Raupen gar, die garst'gen Tiere.
D wonnevoll, goldne Kinderlust,
Wo noch die Welt voll endlos reicher Weiten,
Wo so voll Eifer war die kleine Brust
Und ahnungslos man spielt am Strom der
Zeiten.

Weißhaar'ge Jungen ohne Müt' und Hut,
Des Dorfes Sprossen mit den nackten Füßen,
Mit denen spielte es sich Räuber gut,
Weil sie ein bißchen doch parieren müssen.
Mit ihnen treibt man etwas Handel auch:
Man gibt für prächt'ge Peitschen, die sie drehen,
Was da an Obst, nach altem Knabenbrauch,
Im Küchengarten übrig anzusehen.

Die Peitschen schwingen scharf und knallen fein.
Damit die Putenherde anzugreifen,
Das ist ein Spaß! Die flattern, glucksen, schrei'n,
Die Hähne follern, und die Zungen pfeifen.
Die Federn fliegen, und es jauchzt die Schar.
„Die ollen Kühnen — töf!“ — Da naht,
o Schrecken,

Die Mutter! Nach dem Wetter ist es klar,
Daß Jagd, wie Handel gänzlich aufzustehen. —
Am andern Tag im Hofe traurig stand
Pannkoken, der mit Lust dabei gewesen,
Und, schwer betrübt, hängt schlaff in seiner Hand
Die schönste Peitsche, die er sich erlesen.
Da kommt ein frecher Puter auf ihn zu,
Blaurot den Kopf. Will der zu spotten wagen?
Gewiß, er spreizt sich, kollert, gloyt! „Wart'
Du!“ —

Die Peitsche knallt — und wild beginnt das
Jagen.

O, diese Jagd! Die Folgen waren hart:
Der Puter tot! — Pannkoken hat gelitten —
Die Tante hat die Elle nicht gespart,
Ganz unbarmherzig, ach, da half kein Bitten.
Die Sonne scheint so freundlich und so mild
Im Küchengarten auf den Peitschenritter,
Der steht von Schmerz geknickt, ein traurig Bild,
Und weint sich aus, so grimmig und so bitter.
Doch endlich trocknet er der Thränen Flut,
Blickt um sich finster, schwere Rache brütend,
Da blüht's ihm auf, o ein Gedanke gut!
Er geht ans Werk gar wild und stumm und
wütend.

Am Apfelbäumchen, das mit fleiß'ger Hand
Die Tante selbst sich zog am Obstpaliere,
Er einen wunderschönen Apfel kannt',



COPYRIGHT 1897 BY HANFSTAENGL

FRANZ HANFSTAENGL

Vor Sonnenaufgang. Nach dem Gemälde von F. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Am Baum der einz'ge, erste, recht der Ihre. Hier stand sie oft und sah die Frucht, schön rund, Wie sie jetzt reifte, gelb mit roten Bäckchen, Und kraute sich und sagte: „Wie gesund Mein schöner Apfel ist im sonn'gen Eckchen.“ Pannkoken nun in seines Leibes Qual Pflückt jetzt die Frucht? Nein, reichste mit dem

Munde hinauf und — bis hinein — und noch einmal Und schneidet ein Gesicht — o böse Stunde — Denn sauer ist der Apfel, doch was thut's! Süß ist die Rache! Nun ist es geschehen: Am Baum ein Torso — er lacht guten Muts, Denn scheußlich ist der Apfel anzusehen. — Das war ein Kummer für die Großmama, Und ihre große Haube schwebte strenge, Wie ein Gerichtstag erst ihr Auge sah. Pannkoken fühlte recht sich im Gedränge. Man ärgert sich, schilt, ahnt und forscht und fragt Doch niemand hat die Schauerthat gesehen, Pannkoken hat zu niemand was gesagt,

Drum weiß auch niemand, wie es konnt' geschehen.

So bleibt denn unentdeckt die dunkle That, Und unser Krauskopf mit dem leichten Herzen Freut sich des Lebens ferner früh und spät, Und wenig kümmern ihn der Tante Schmerzen.

Und Jahre sind verraucht. Das Nest flog aus. Die Elfe doch ein gutes Werk vollbrachte; Die Jungen sind geraten, leer das Haus, Doch keiner, der der Mutter Schande machte. Pannkoken selbst, trotz Rachedurstigkeit, Ist Staatsbeamter, — ja die Zeiten fliehen — Hat Weib und Haus und läßt mit Freudigkeit Schon klein Pannköckchen reiten auf den Knien. Da kommt er einmal in die kleine Stadt, Wo Großmama im leeren, alten Hause Ihr Witwenleben eingerichtet hat Und ruht von vieler Müß' in stiller Klausel. Pannkoken sagt zum Bruder Offizier: „Du, heut' besuchen wir die gute Tante,

Und eine lust'ge Beichte thu' ich ihr! Paß' auf, was sie wohl sagt, wenn ich bekannte —“

„Na, alter Junge, das ist wirklich gut, Daß Du doch kommst, wir wollen beide plaudern

Von alter Zeit, wie man so gerne thut...“ Da sagt Pannkoken lachend, ohne Zaudern: „Du, Tante, weißt Du die Begebenheit Mit Deinem Apfel, der so angebissen?“ „Natürlich weiß ich! Die Abscheulichkeit!“ „Na, möchtest Du den Attentäter wissen?“ „Du weißt ihn? Niemals kam es doch heraus!“ Und er: „Das freut mich, denn ich bin's gewesen!“

Kaum war's gesagt, kaum sprach er's aus, Da faßt's ihm um das Ohr ohn' Federlesen, Da fliegt ihm an, nach zwanzig Jahren noch, Die Ohrfeig', die so lange ward verschoben. Er hat sie weg. Sie aber küßt ihn doch. Er lacht: „Gerechtigkeit ist stets zu loben!“

Bei Lloyd's in London.

Die Größe und internationale Bedeutung des Londoner Marktes, als des Mittelpunktes für die gewaltigsten Handels- und Kreditoperationen der Welt, tritt am überwältigendsten hervor in den drei Brennpunkten des Verkehrs: der Börse, den Docks und Lloyd's. Der Name des letzteren ist in der ganzen weiten Welt nicht zum wenigsten durch die größte Dampfschiffahrtsgesellschaft der Erde, den „Norddeutschen Lloyd“, allgemein bekannt geworden. Dagegen sind die geschäftlichen Einrichtungen und der Betrieb der für die gesamte Seeschiffahrt so wichtigen Londoner Gesellschaft, von der dieser Name stammt, außerhalb der seemännischen Interessenskreise vielen ziemlich unbekannt geblieben. Die City, das Geschäftszentrum der Millionenstadt, in dem nur wenige Menschen wohnen, dem aber das Bankgeschäft und der Großhandel überall ihren Stempel aufgedrückt haben, grenzt im Süden an das weitverzweigte, ebenso interessante als schmutzige und verrufene Hafengebiet, in dem britische Energie und altgermanische Abenteuerlust seit Jahrhunderten die Schätze der Welt zusammenführen. Noch immer vollziehen sich fünf Achtel des gesamten Güterverkehrs auf See unter britischer Flagge, so daß die unbändigen Wogen jahraus, jahrein besonders von dem meerbeherrschenden Großbritannien die schwersten Opfer fordern. Daher war die englische Reederei frühzeitig darauf hingewiesen, eine Reihe von Korporationen zum Schutze des Seefahrtsgewerbes zu schaffen. So pflanzte sich bereits um das Jahr 1668 eine Anzahl Schiffskapitäne, Steuerleute, Makler, Reeder und Kaufleute zur Besprechung der Interessen ihres Gewerbes in einer kleinen Matrosenkneipe in Tower-Street zu versammeln. Der Wirt, Edward Lloyd, der ein kluger Geschäftsmann gewesen zu sein scheint, war bemüht, sich alle Neuigkeiten und Nachrichten zu verschaffen, die sich auf die Geschäftszweige seiner Gäste bezogen. Vor allem lag diesen die Versicherung gegen Seeschäden am Herzen, die damals noch in den ersten Anfängen stand. 1692 wurde „Lloyds Kaffeehaus“ nach Lombard-Street, der bekannten Bankstraße, verlegt, und hier bildete sich unter seinen Stammgästen 1770 zuerst eine geschlossene Gesellschaft von Seeversicherungsunternehmern und Maklern, — under-writers und brokers, — die schnell an Bedeutung wuchs, so daß sie, nachdem sie einige Zeit ihren Sitz in Pope's Head-Alley hatte, bald in das Londoner Börsegebäude selbst, — der Royal Stock Exchange, — übersiedeln konnte. Hier wurde der Grund zu der jetzigen weltumfassenden Organisation einer Korporation gelegt, die neben den alle Meere durchziehenden englischen Telegraphenfabeln, von den Briten mit Recht als eine der festesten Stützen ihrer maritimen Vorherrschaft angesehen wird. Ihre Aufgabe ist: „Sammlung und Verbreitung von Nachrichten zur See- und Schiffahrtskunde, die Versicherung und Einschätzung von Schiffen und Bestätigung derselben durch Ausweisepapiere; der Betrieb

aller Art mit der Schiffahrt verbundenen Geschäfte.“ Bis 1824 war sie nebst der „London Assurance“ die einzige, die Seeversicherungen in größerem Maßstabe übernahm. Auch jetzt behauptet Großbritannien noch die Vorherrschaft auf diesem Gebiete, indem es drei Viertel des gesamten Seegüterverkehrs, mit einem jährlichen Risiko von Hunderten von Millionen Pfund Sterling, versichert. Dieser Centralisation des maritimen Versicherungswesens verdankt es London vor allem, daß man dort stolz berechnen konnte, wie jede überhaupt auf der Erde in Handelsgeschäften umlaufende Unze Gold einmal jährlich durch den Londoner Markt geht, — nicht ohne daß etwas davon zurückbleibt!

Am Eingang zu „Lloyds Kammern“ — „Chambers of Lloyd's“ — der sich auf einem kleinen Vorhof des Börsegebäudes befindet, wird der Besucher, nach Durchschreiten der großen Windfangthüren, gut thun, sich entsprechend der an den Wänden angebrachten Vorschrift, auf der breiten Stein- treppe sorgsamst rechts zu halten, denn in den Hauptgeschäfts- stunden — gegen Mittag — herrscht hier ein schier unheimliches, beängstigendes Gewimmel von Leuten, denen jede Minute so kostbar ist, daß sie vor vier Uhr nachmittags — dem Schluß der Geschäftszeit — eine andere Bewegungsart als hastiges, rücksichtsloses Dahinstürmen überhaupt nicht zu kennen scheinen. Glücklicherweise angekommen, haben wir eine zweite Windfangthüre zu passieren, um zu einer Barriere zu gelangen, die Unbefugten den Zutritt zu den Geschäftsräumen — kurzweg als der „room“ bezeichnet — verwehrt. Sie ohne weitere Höflichkeiten zu durchschreiten, ist nur in Begleitung einer bei Lloyd's eingeführten Persönlichkeit gestattet. Fremde lassen diejenigen Personen, die sie zu sprechen wünschen, durch den hier sitzenden, in reiche rote Livree gekleideten Aufseher an die Barriere rufen, was dieser mit lauter, markdurchdringender Stimme besorgt, worauf der gerufene Name sofort von im Innern des Saales aufgestellten Beamten einigemal wiederholt wird. Durch eine dritte Windfangthüre betritt man die imposante Haupthalle, zunächst einen großen freigelassenen Raum, wo sich nachmittags die Geschäftsleute in Gruppen zusammenfinden. Hieran schließen sich, hinter Schranken aus Eichenholz, drei Reihen von Pulken, die sich durch die ganze Länge des Saales und zwei sich an seinem Ende rechts und links rechtwinklig angliedernde Nebenräume hinziehen. Hier sitzen die under-writers — (Versicherer) und ihre Vertreter, jeder umdrängt von Maklern, an deren Zahl man sofort die Bedeutung der Firma erkennt. In den Gängen zwischen den Pultreihen herrscht ein ungeheurer Trubel: Kaufleute, Schiff-reeder, Telegraphenboten, eifrige Agenten und Makler, wettergebräunte Schiffskapitäne in marineblauen Uniformen mit vergoldeten Messingknöpfen, und zahlreiche andere Vertreter der seemännischen Welt. Eilige Kommiss bahnen sich mühsam einen Weg durch die auf- und niederwogende Menge:

sie sind mit dem Einsammeln der unterschriebenen Policen aus den neben jedem Pult angebrachten Drahtbehältern beschäftigt, oder haben die oft auf riesige Summen lautenden Anweisungen den unglücklichen Firmeninhabern vorzulegen, die diese für Seeschäden sich zu zahlen verpflichteten. Das Stimmengewirr und der Schall hastender Tritte erfüllt den weiten Raum mit so betäubendem Lärm, daß es, wie in dem brausenden Höllebrodel einer großen Effektenbörse, jedem nicht durchaus daran Gewöhnten völlig unmöglich ist, die Vorgänge zu verstehen und den Einzelheiten der sich hier abwickelnden Geschäfte zu folgen. Gleich am Eingang des Saales fällt der rot-uniformierte Ausrufer auf, der von einer Art Katheder herab, dessen halbgewölbte hölzerne Rückdachung dazu beiträgt, seine wirklich schöne Stimme, über allen Lärm hinweg, bis in die entferntesten Ecken des großen Raumes dringen zu lassen, hauptsächlich Schiffsnamen auszurufen hat, manchen Tag ohne Unterbrechung über tausend! Neben seinem Stand hängt an eisernen Ketten eine altmodische Schiffsglocke, mit der bei wichtigen Neuigkeiten — z. B. Kunde von einem überfälligen Schiff — ein Signal gegeben wird. Als bald stocken alle Geschäfte. Die eben noch so eiligen Männer bleiben wie festgewurzelt am Platze stehen, die Stille ist plötzlich so vollständig, daß man die sprichwörtliche Stecknadel fallen hören könnte. Alles lauscht gespannt. Wieder zieht der Ausrufer die Glocke zum feierlichen Anschlag: einen Schlag für ein verlorenes, zwei Schläge für ein noch glücklich eingelaufenes Fahrzeug. Dann verkündet er mit Stentorstimme die betreffende Nachricht: „Gentlemen, Schiff so und so ist da und dort eingetroffen, an dem und dem Tage.“ Ist es eine Ankunft, geben brausende Hochrufe das Zeichen zum Wiederbeginn des gewöhnlichen Geschäftstummles. Unglücksbotschaften werden mit allerlei Ausrufen des Unmutes begrüßt, zuweilen sogar mit einem für die Reeder und Schiffskapitäne recht unangenehmen ironischen Gelächter. Diese Signalglocke wurde aus dem Schiffbruch des englischen Kriegsschiffes „*Vutine*“ gerettet, das im Oktober 1799 mit $1\frac{3}{4}$ Millionen Pfund Sterling Silbergeld — 35 Millionen Mark — englische für die gegen Frankreich kämpfenden Festlandsmächte bestimmte Subsidien Gelder, — an der Einfahrt zum Zuyder See, an der holländischen Küste unterging. Ubrigens wurde damals jeder Transport über See durch die französischen Kaperschiffe so gefährdet, daß man bei Geldsendungen allein für die kurze Meerfahrt nach dem Kontinent 6—8 Prozent Affekuranprämie berechnete. Auch in Lloyds Komitee-Zimmern sieht man viele aus den Überresten wrack gewordener Schiffe gefertigte Möbel und Einrichtungsstücke. An den Wänden hängen und in verstaubten Winkeln stehen mancherlei nautische Instrumente von merkwürdig altertümlichen Formen, neben großen modernen Standart-Barometern, Anemometern und Anemokopen — Instrumente, welche Geschwindigkeit, Stärke und Richtung der Winde angeben. Nächst der Signalglocke liegen auf Pulten die mächtigen Folianten der Schiffsankunft-, Ausreise- und Verlustregister aus, und daneben befindet sich der Eingang zu einem kleineren Zimmer, in dem alle tagsüber eingelaufenen, von Seeschäden und Verlusten aller Art meldenden Telegramme ausgehängt werden. Mit grimmem Humor wird es daher als die „Schreckenkammer“ bezeichnet. Nur zu oft, und besonders im Winter, scheint diese Benennung sehr berechtigt, wenn die Wände von gelben Telegrammformularen buchstäblich ganz bedeckt sind, deren jedes dem Versicherer die Kunde von einem schweren Verlust bringt. Dann ist es interessant, diese ernstblickenden Geschäftsmänner bei solcher Lektüre zu beobachten, und man fühlt oft wahren Respekt vor der Art, wie sie ein Mißgeschick, das nicht selten den Verdienst ganzer Arbeitsjahre mit einem Schlage vernichtet, mit so ungekünstelter Ruhe, mit echt englischem Phlegma und trotzigem Mut, ohne jedes äußere Zeichen der Erregung, hinnehmen. Häufig sieht man hier auch bescheiden gekleidete Frauen, mit bleichen, abgehärmten Gesichtern, die noch lange nach Schluß der Geschäfts-

stunden verweilen, um diese Depeschen oder die Listen der heimgelohnten Schiffe zu lesen. Manchmal zeigt ihre abgetragene Trauerkleidung, daß ihnen die schmerzliche Botschaft bereits vor längerer Zeit zugeht. Und doch kommen sie Tag für Tag wieder, getrieben von der nie ganz erlöschenden Hoffnung, im Bordjournal eines eingelaufenen Fahrzeuges doch vielleicht noch eine Meldung zu lesen von auf See treibend aufgefundenen Booten, oder von Rauchsignalen, die auf weltverlorenen Klippen bemerkt wurden und so zur Rettung längt verloren geglaubter Opfer einer Schiffskatastrophe führten. Denn in diese liebenden Herzen von Müttern und Gattinnen, denen ihr Teuerstes geraubt wurde, leuchten noch immer schwache Strahlen des Hoffungssternes durch die schwarze Wolke, welche das Schicksal so manches einst stolz über die tückische See von dannen gezogenen Fahrzeuges verhüllt, dessen Name in der Schiffsliste mit dem beigefügten verhängnisvollen Worte: „Verschollen“ alles ist, was von ihm und den Lebenden auf ihm blieb.

Vortrefflich ausgestattet sind Lloyds Leseräume, wo neben Karten und Atlanten jeder Gattung alle Schiffszeitungen der Welt, in fünfzig Sprachen, aufliegen. Hier befinden sich auch Register, aus denen die Fahrten, der Aufenthalt und Zustand zc. jedes bei Lloyds eingetragenen Schiffes sofort in allen Einzelheiten festgestellt werden kann. In den anschließenden „Kapitänszimmern“ werden täglich Schiffe verkauft, gechartert und klassifiziert. In angenehmem Gegensatz zu dem lärmenden Geschäftstreiben der anderen Räume steht auch die Behaglichkeit der gediegen eingerichteten Gastwirtschaft und der Trintbars, ein Sammelpunkt für Seefahrer aus aller Herren Länder: keine Küste auf irgend einem Weltteil, von der man hier nicht häufig Vertreter gesehen hätte. Lloyds bildet eine geschlossene Gesellschaft, deren jährlich gewähltes, aus zwölf Mitgliedern bestehendes Vorstandskomitee von größtem Einfluß auf die Regelung und Ausgestaltung des internationalen Seehandels ist. Weiter liegt ihm ob, die nie ruhenden Mächenschaften der modernen Piraten zu überwachen, die stets neue Kombinationen zum Nachteil der Versicherungsgesellschaften erfinden, bei der Behandlung der Schiffsfrachten in den Häfen wie auf See, oder durch absichtlich herbeigeführte Strandungen und Schäden an Schiff und Ladung. Jeder im Seehandel nur erdenkliche, betrügerische Kniff berührt Lloyds weltumspannende Interessen und muß von seinem Vorstand überwacht und bekämpft werden. In allen Häfen hat er daher neben seinen offiziellen Vertretern und Sachverständigen zahlreiche geheime Agenten und Kontrolbeamte. Mehr als 4000 Agenten senden täglich nach diesem Centralpunkte des Seeverkehrs Nachrichten für „Lloyds Liste“, eine bereits 1726 gegründete, später nach Muster der „Hamburger Börsehalle“ erweiterte Schiffszeitung, sowie dem seit 1834 bestehenden „Lloyds Register“, das, gänzlich getrennt vom Versicherungswesen, die Klassifikation der Seeschiffe enthält. Die für diese, in der ganzen seefahrenden Welt hochgeschätzten Veröffentlichungen jährlich verausgabten Telegraphengebühren sind allein beträchtlicher als das Jahreseinkommen manches großen Herrschers.

Die in England übliche Schreibweise „Lloyds“ wird häufig für eine Pluralform gehalten, ist aber ein als Erinnerung an „Lloyds Kaffeehaus“ historisch berechtigter Genitiv. Im Auslande, wo man keine Veranlassung hatte, diese Erinnerung zu pflegen, kam jenes „s“ in Wegfall, und so gibt es einen norddeutschen, französischen, österreichisch-ungarischen, russischen, germanischen und westfälischen „Lloyd“, Schiffahrtsgesellschaften oder solche, die, wie auch das anfänglich nur französische, jetzt internationale „Bureau Veritas“, die Schiffsversicherung und Klassifikation betreiben. Durch seine bewährten Traditionen, Kapitalkraft und riesigen Geschäftsumsatz kontrolliert und beeinflusst jedoch der Londoner „Lloyds“ noch immer das gesamte Seeverversicherungswesen und bildet so eine der bemerkenswertesten und berühmtesten Einrichtungen der großen Handelsmetropole an der Themse.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Ein Frühlingsbild von Georg Koch! Im Stadtpark vor den Thoren der Großstadt auf dem Reitwege, umrahmt von alten schönen Eichen, die ihre starren grauen, von lichtem, zartem Frühlingslaub umhauchten Äste in die warme Luft recken, sprengt ein Reiterpaar auf edlen Rossen daher, und die Sonne lacht auf sie und das helle Maigrün der Büsche am Straßenrand.

Ein reizvoll feines Gegenstück hierzu ist F. Schmitzbergers „Vor Sonnenaufgang“. Es ist im Morgengrauen am braunroletten Waldrande auf freier, windumrauschter Höhe. Die Alpenhäupter jenseits des Jartales glänzen schon im ersten Sonnenhauch, aber unten brauen noch die Nebel, durch die der Fluß bligt und blinkt. Droben auf der einsamen, windzerzausten, Buche balzt ein Auerhahn, und der Hühnerhof, der eben aus dem Walde zur Mung getreten ist, äugt verständnisvoll zu dem verliebten Gesellen empor. Das Bild ist voll feiner Naturstimmung; der Wald im ersten ahnungsvollen Frühlingshauch, die Wildstafage, das Unterholz, das noch die braunen Herbstblätter festhält, die graue Ferne, — das alles atmet treues Naturgefühl und den Hauch herber Frühlingsfrühe.

Auf Seite 19 geben wir eine Abbildung der großen Skulptur „Beethoven“ von Max Klinger, die in der letzten Zeit viel von sich reden machte. Der oftgenannte Leipziger Künstler hat den Meister der Töne, der mit visionären Blicken in die Ferne schaut, mit entblößtem Oberkörper in einer Stella sitzend, dargestellt. Ein Adler mit halbentfalteten Schwingen, gleich als sei er der Befehle des Gewaltigen gewärtig, wendet diesem das Haupt zu. Höchst eigenartig und harmonisch wirken die Färbungen der Marmorarten, die Klinger bei diesem Denkmal verwendet hat. Die Leipziger hoffen, die gewaltige Schöpfung ihres Landmannes, die in der nächsten Zeit in Wien ausgestellt sein wird, für ihre musikliebende Stadt zu erwerben.

Auf unserer Kunstbeilage, die diesmal der holländische Motive liebende und trefflich schildernde Claus Meyer mit seinem Hausinneren („Aus Edam“) geliefert hat, schaut ein junger Mann, des Studierens und des Rauchens ein wenig müde, durch das hohe Fenster auf die enge, dämmerige Gasse hinab.

Kinderspielzeug aus Inkagräbern.

Unter den erhaltenen Resten früherer Kulturformen nimmt das Kinderspielzeug einen nicht unwesentlichen Raum ein. Man kennt Puppen und Spielzeug aus der Zeit der vierten ägyptischen Dynastie, man fand Kindergerät in assyrischen Gräbern, in Griechenland gab es eigene Puppenfabrikanen, welche bemalte Thonpuppen (*zōgai*) in menschlicher und in Tiergestalt fertigten; eine öfter vorkommende Beigabe in griechischen Kindergräbern ist z. B. eine Affenmutter mit ihrem Jungen im Arm, die in dem hohlen Körper klappernde Steinchen birgt. — Gliederpuppen aus Elfenbein und zierliche Figürchen aus Terrakotta fanden sich in römischen Kindergräbern, und Kinderspielzeug, aus Thon gefertigt, in Urnengräbern der Hallstattzeit, ist keine seltene Erscheinung. Besonders geschickt waren die Töpfer der heutigen Laufitz um das VI. Jahrhundert v. Chr. Da enthält eine kleine zierliche Urne die Mähe des Kindes, vielleicht mit einem Bronzeringe, den das Kind im Leben um das Handgelenk trug, und um die Urne herum sind kleine Puppengeräte gestellt — Schälchen, Tassen, urnenförmige Gefäße —, sowie Spielzeug, meist ein kleiner Vogel aus Thon.

Puppen und Spielzeug finden sich auch fast regelmäßig in den Kindergräbern der Inka. Dieses hochentwickelte südamerikanische Volk pflegte seine Toten meist in hockender Stellung, durch Präparation und Umwicklung vor Verwesung geschützt, zu begraben. Wie nun den Erwachsenen Handwerks- und Hausgerät, Waffen und Schmuck in das Grab gelegt wurden, so enthalten die Mumienballen der Kinder Spielzeug und Puppen. — Menschen- und Tierfiguren, — wie die Kinderleichen selbst, sorgfältig in Baumwolle und Tücher verpackt. —

Die Puppen sind meist vollrund aus Holz geschnitten, mitunter bekleidet, öfter als Wickelkinder behandelt und dann auf ein als Wiege dienendes Holzgestell festgebunden. Dieses Spielzeug gibt uns Aufschluß über die Art und Weise in der die alten Peruaner ihre Kinder in der ersten Lebensperiode behandelten. Ein Brett wurde aus dünnen Stäbchen zusammengebunden und mit einigen vorstehenden Querspalzen versehen. Auf diese Unterlage wurde das Kind mit schmalen Bändern fest aufgeschnürt, und selbst der Kopf wurde durch ein über die Stirn laufendes Band festgehalten. Der Druck, den der Kopf eines so befestigten Kindes durch die Stirnbinde erleidet, dürfte eine der Ursachen der häufig vorkommenden Deformationen bei Inkaschädeln sein. —

Die Tierfiguren repräsentieren die Haupt-



Kinderspielzeug aus Inkagräbern.

typen der Fauna Perus, besonders häufig kommen Lamas vor. Sie sind aus Wollfäden oder aus Thon gefertigt, an der Bemalung sieht man, daß die Leitschnur durch die durchbohrten Ohren des Tieres geführt war. Die beiden hier abgebildeten Figürchen fanden sich zusamt zweier zusammengebundenen Sandalen in einem erst vor zwei Monaten von mir selbst aufgewickelten Mumienballen.

Die Ochsenfigur ist aus rotem Thon gebrannt, in der Form gepreßt, schwach bemalt, Augen und Nasenlöcher sind eingeritzt. — Der kleine Krug in Vogelform ist rot und schwarz bemalt.

M. Kirmis.

Die Behandlung und Reinigung von Bildern.

Meist sind die Besitzer selbst daran schuld, wenn ihre gerahmten Lithographien und Stiche, ihre in Rollen und Mappen verwahrten Schätze von Staub und Ruß, von Schweiß und Fett fleckig werden, wenn sie Feuchtigkeitsspitzen und Stoffflecke zeigen, rüßig und brüchig werden. Alle gerahmten Kunstdrucke werden im Laufe der Zeit durch die Einwirkung von Licht und Luft allmählich gelblich, von tiefer gehenden Verunreinigungen aber kann das Blatt schon durch die Art des Einrahmens geschädigt werden. — Das Papier muß glatt und fest dem Glase aufliegen und muß taubfrei gespannt, d. h. mit schmalen Streifen um den Rand der Scheibe festgeleimt sein. Ist diese Arbeit nicht sorgfältig ausgeführt, dann plagt das gepannte Bild hier und da, und in die Spalten dringt Staub und Ruß.

Die Rückseite muß stets dicht verklebt gehalten werden, sonst siedeln sich Insekten zwischen Papier und Pappe an; den Holzrahmen entfernt man event. durch schwache Sublimatlösung. — Nie hänge man Bilder an eine feuchte Wetterwand, es bilden sich Schimmelüberzüge sowie Stoffflecke, und das Papier wird runzlig. Man pflege gerahmte Bilder selbst zu rei-

nigen, die schlimmsten Feinde der Bilder sind die Dienstboten, die mit viel Wasser, Schwamm und Seife das große Reinigungswerk alljährlich auszuführen pflegen. Dann dringt Wasser zwischen Glas und Rahmen, erreicht das Papier und erzeugt jene häßlichen, gelblichgelben Wasserflecke. — Dlgemäßen kann man durch Überwischen mit feuchtem, weichen Schwamm von Staub und Ruß reinigen. Goldrahmen und geschützte Holzrahmen bereite man mit einem trockenen Pinsel von Staub und vermeide gänzlich die Anwendung von Wasser.

Bessere Drucke dürfen nicht in gerolltem Zustande aufbewahrt werden, weil sie sonst durch das unvermeidliche Brechen des Papiers Schaden erleiden.

Die Sammelmappen gebe man nicht dem ersten Besten zum Besehen; nur erfahrenen Leuten darf es gestattet werden, die Blätter selbst zu wenden und in die Hände zu nehmen, größere Blätter müssen stets mit beiden Händen angefaßt werden.

Das Reinigen und Auffrischen von Dlgemälden, von Aquarellen und Pastellbildern lasse man nur von einem erfahrenen Restaurator ausführen, die Reinigung von Drucklättern kann man allenfalls selbst ausführen. Als Grundregeln gelten dabei: heftige mechanische Einwirkung zu vermeiden und keine Substanzen anzuwenden, die auf die Druckerwärze lösend wirken könnten. — Schweiß-, Stock- und Feuchtigkeitsspitzen lassen sich leicht entfernen, alte Fettflecke überhaupte nicht. Das Blatt wird mit Watte sauber abgewischt und kommt zunächst in ein schwach alkalisches Bad (3—10 Tropfen Salmiakgeist auf 1 Liter weiches Wasser), in demselben verbleibt es eine halbe Stunde, wird abgespült und dann der Einwirkung salpetersauren Wassers ausgesetzt (etwa 5 Gramm Säure auf 1 Liter Wasser), die meisten Flecke verschwinden. Hartnäckige Stock- und Feuchtigkeitsspitzen muß man mit Chlor entfernen. Der Stich wird in reines Wasser gebracht und tropfenweise so lange Lösung von unterchlorigsaurem Natrium (in jeder Apotheke als Bleichwasser oder Eau de Javelle vorrätig) zugelegt, bis die erwünschte Wirkung eintritt.

MK

Notizen.

Prähistorisches aus Cumä.

Im Gebiet der Totenstadt des alten Cumä sind schon früher viele Ausgrabungen vorgenommen worden, die zum Teil einen guten Erfolg hatten. Am bedeutendsten sind die als „Stevens Sammlung“ bekannten Gegenstände, die im Museum von Neapel aufbewahrt werden, und die berühmte Schildkrötenstehle, die von den Archäologen für einen Spiegel gehalten wird — ein Unikum, da kein ähnlicher Gegenstand bekannt ist. Kürzlich sind nun hier zwei Gräber aus prähellenischer Zeit aufgedeckt worden. Das eine enthielt einen großen Schatz von in Gold und Bronze kunstreich gearbeiteten Gegenständen. Darunter fanden sich zwei reiche und charakteristische Fibulae aus Gold und Silber und mehrere vollendet gearbeitete Toilettegegenstände. In einer großen Bronzeshale desselben Grabes, die in Tuch gehüllt war, fand sich ein in erhabener Silberarbeit ausgeführtes Spharium mit Bronzeverzierung. Das andere Grab enthielt ebenfalls einige wertvolle Metallarbeiten, ist aber von besonders großem wissenschaftlichem Werte durch eine Reihe von Terrakottavasen, die vielleicht mitzählen werden, das Kulturvolk zu bestimmen, das vor der hellenischen Einwanderung Sibitaiten bewohnte. D. A.

Das vollständige Skelet eines Mylodon ist von Paolo Neumann in Matina Esperanza entdeckt worden. In der Nähe fand man noch eine alte Kanone, die um 1587 dort zurückgelassen worden war. — Das Mylodon (Mylodon robustus Aves) ist ein dem Diluvium angehöriges Riesenfaultier, dessen Reste von der Magellanstraße bis Kentucki gefunden werden. Es wurde bis 2,50 Meter lang, das Becken war größer und breiter als das eines gleich großen Elefanten. — Die bedeutendste Sammlung von Resten der Riesenfaultiere findet sich in Kopenhagen.

Die Reste fossiler Gürteltiere fand neuerlich eine Expedition des American Museum für Naturgeschichte. — Ein wohlbehaltener, kuppelförmig gewölbter Knochenpanzer mit hübscher Mosaik der Platten war vier Fuß lang, der dazu gehörige, gleichfalls schwer gepanzerte Schwanz wurde ebenfalls aufgefunden, so daß man an die Gattung Hoplophorus erinnert wird, die Lund aus brasilianischen Höhlen beschrieben hat. Hierarch scheinen die Gürteltiere, die man sonst als eine ausschließlich südamerikanische Gruppe betrachtete, in einzelnen Gattungen bis in den Süden der Vereinigten Staaten gewandert zu sein.

Viren-Sammlung. Der Herzog von Cumberland hat dem „Waterländischen Museum in Celle“ eine aus 19 Stücken bestehende, fast vollständige Sammlung der Viren der Königl. Hannoverischen Schloß- und Marshalldienerschaft geschenkt. Die Mäde, Mäntel, Jacken und Kadettenträcks dieser Viren sind von rotem Tuche mit Goldbrennenbesatz; die Knöpfe tragen das Königl. Hannoverische Wappen. — Die roten Uniformen sind übrigens nicht englischen, sondern braunschweig-lüneburgischen Ursprungs und zuerst von Herzog Georg von Calenberg († 1641) bei seiner Infanterie eingeführt. Kurfürst Georg, der spätere König Georg I., übernahm sie nach England, von wo sie Ende des 18. Jahrhunderts nach Hannover zurückkehrten.

MK

Hausgarten.

Nachtfrost, schadenfroher Gesell,
Haft mir meine schönen Blumen verdorben!
Sahst dir die Frühlingssonne zu hell,
Ist dir der Winter zu früh gestorben?

Dich hat geärgert die blühende Pracht,
Der Waldesduft an den Bergeswänden —
Da haßt du dich nächtens aufgemacht —
Und um dich geschlagen mit täppischen Händen.

Julius Rodenberg.

Helianthus cucumerifolius.

Unsere Väter liebten die Sonnenrosen über alles. Noch heute sieht man ihre Räder in ländlichen Gärten prahlend über die Zäune lugen. Auch hier hat die Kunstgärtnerei veredelnd gearbeitet und die neuesten Helianthus-Arten sind überall beliebte Modeblumen geworden. Ihre Blüten und Stengel sind zarter und gefälliger, die Farbe aber wechselt bei den verschiedenen Arten in weiß, citronengelb, cremegelb, goldgelb. Besonders eignen sich die Blüten zu Gruppensträußen für Vasen. Einen solchen stellt Abb. 1 dar. (F. C. Heinemann in Erfurt.)



Abb. 1. Helianthus cucumerifolius.

Kräuselkrankte Pflirschäume.

Ein trauriger Anblick (Abb. 2) und leider nur zu häufig zu sehen! Ursache: ein Pilz (Exoascus deformans). Im Frühjahr mit schroffen Temperaturschwankungen besonders an freistehenden und, wenn Spalier, an nicht gedeckten Pflirschen auftretend. Unser geschätzter Mitarbeiter H. Held-Hohenheim gibt in seinem neuesten Schriftchen: „Den Obstbau schädigende Pilze“ (Frankfurt a. d. D., Trowitsch & Sohn) an als Vertilgungsmittel: starken Rückschnitt und Verbrennen des befallenen Holzes und der befallenen Blätter; als Vorbeugungsmittel: Pflanzen amerikanischer und härterer neuer Sorten; Besprühen mit Kupfervitriollösungen (8 Liter Kalkmilch, 2 Liter Blut, $\frac{1}{2}$ kg Kupfervitriol, dies in Wasser aufgelöst, zu streichförmiger Masse gemischt), vor der Blüte, vier Wochen später und im Juli.

Nicht zu große Töpfe!

Jeder Blumenfreund weiß, daß die meisten unserer Topfgewächse besser in kleinen, den Pflanzen angemessenen, als in zu großen Töpfen gedeihen. Der weniger erfahrene Blumenfreund mag sich vielleicht hierüber wundern: je größer der Topf, je mehr Erde, umso besser das Wachstum. Dem ist aber nicht so. Die Topfgewächse fangen erst dann freudig an zu wachsen und sich zu entwickeln, wenn die Wurzeln sich an die Topfwan-

dungen angelegt haben. Deshalb werden auch in den Gärtnereien die Fuchsien, Pelargonien, Begonien oft drei bis viermal verpflanzt, bevor sie verkaufsfähig sind. In kleinen Töpfen verdauen die Pflanzen die ihnen durch die Erde zugeführte Nahrung sehr schnell und zeigen infolgedessen auch ein freudiges Wachstum. Außerdem können Pflanzen in kleinen Töpfen nicht so leicht übergossen und überdüngt werden. Anders ergeht es den Pflanzen in zu großen Töpfen. Diese verarbeiten die ihnen gegebene Nahrung nicht so schnell, die Erde verfauert, und ein Stillstand im Wachstum tritt ein, wenn die Pflanzen nicht schon vorher zu Grunde gingen. Verfauert ist die Erde, wenn sie einen muffigen Geruch annimmt und die Erdoberfläche im Topf anfängt, sich mit einer grünen Moosschicht zu überziehen. Es sind dies Folgen vom übermäßigen Gießen, was bei zu großen Töpfen nur zu leicht geschieht. Auch auf den Blütenansatz wirken kleinere Töpfe mehr als große, da man es hier in der Hand hat, durch Zuführen oder Entziehen der Nahrung diese mehr oder weniger zum Knospenansatz zu zwingen. In größeren Töpfen erzielt man eher stärkeren Blattwuchs als Blütenansatz. Ein zu häufiges Umpflanzen ist auch nicht immer am Platze; bei den verschiedenen Zimmerpflanzen, Palmen, Azaleen, Kamelien, Olivien, Gummibaum, genügt es, wenn wir sie alle 2 Jahre umpflanzen. Zeigt eine sonst gesunde, im Topf gut durchwurzelte Pflanze durch ein nicht



Abb. 2. Kräuselkrankter Pflirschbaum.

üppiges Aussehen Nahrungsmangel, so ist durch einen wöchentlichen schwachen Düngerfuß, bestehend aus reichlich verdünntem Hornspanwasser, abzuheilen. Wer beim Umpflanzen nicht weiß, wie groß er die Töpfe nehmen soll, der beachte, daß der neue Topf nur um so viel größer sein darf, daß zwischen Wurzelballen und Topftrand ein etwa fingerstarker Raum verbleibt.

Oerkinghausen.

Alfred Bier.

Musa religiosa.

Die Firma F. C. Heinemann in Erfurt empfiehlt zu Gruppenanlagen die Bepflanzung mit Fetisch-Bananen (Musa religiosa). Die Pflanze stammt vom Congo und dient, wie auch ihr Name andeutet, den Eingeborenen zum Gegenstand religiöser Verehrung. Die Pflanze gewährt einen prächtigen, höchst dekorativen Anblick und hat dabei den Vorteil großer Widerstandsfähigkeit gegen den Wind, der bei anderen derartigen Gruppenpflanzen leicht die Blätter zerreißt.

Bdt.

Gartenapotheke.

Zum Vertilgen der Blutlaus an hochstämmigen Apfelbäumen verweide ich mit sicherem Erfolge teils Schmierseife, teils eine aus 100 g Schmierseife, 200 g Wasser und 300 g de-naturiertem Spiritus bestehende Lösung. Mit derselben, die sofort tödend wirkt, werden die Blutlauskolonien mittelst Bürste oder Pinsel kräftig abgehärtet bezw. abgepinzelt und die Rindenspalten und Astlöcher, in denen sich die Blutlaus gern aufhält, im Laufe des Jahres wiederholt mit Schmierseife ausgefüllt. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß bis in ihre Spitzen von der Blutlaus befallene Bäume nicht zu retten sind und deshalb am besten gleich umgehauen werden. Ferner pflanze man in Gegenden, in denen die Blutlaus herrscht, nicht die Winter-Goldparnasse an, da letztere von der Blutlaus stets bald aufgesucht wird, die sich in kurzer Zeit auf den Bäumen jener Sorte riesig schnell vermehrt und natürlich die anderen Apfelbäume ebenfalls in Mitleidenschaft zieht. Auch sollte man bei Blutlausgefahr die Bäume im Winter nicht an, da die an der Rinde haftenbleibenden Kaltpartikeln schließlich durch Staub dieselbe Farbe wie die Blutlaus annehmen und letztere dadurch leicht übersehen wird. Außerdem ist es unbedingt erforderlich, die Apfelbäume stets zu beobachten, und, sobald man eine Blutlaus entdeckt, diese sofort zu vernichten. Nur auf diese Weise werden die Bäume schließlich davon befreit. Statt des kalten Bürste man die Stämme und Äste, nachdem die lose Rinde, sowie Flechten und Moose abgetragen worden sind, mit starker Seifenbrühe, der man etwas Lysol oder Kreolin zugelegt hat, ab. Dieses Verfahren erfüllt ebenso gut, ja noch besser seinen Zweck und die Bäume erhalten eine reine glatte Rinde. Überhaupt ist Schmierseife bei der Pflege der Obstbäume ein unentbehrliches Mittel, das wohl auch immer zur Hand ist. Die Blattläuse, die sich an verschiedenen Obstarten einfinden, vertilgt man leicht durch Absprühen mit einer Lösung von 200 g Schmierseife in 10 l Wasser. Die Gummiklumpen an den Steinobstbäumen verschwinden durch Überstreichen mit Schmierseife, und in gleicher Weise der von den Wändern auf die Rinde herabgelassene Brumataleim.



Abb. 3. Musa religiosa.

(Aus Möllers Gärtnereizung)

Cypripedium

als dankbare und leicht zu behandelnde Zimmerpflanze.

Aus dem großen Sortiment der Orchideen will ich heute die Cypripeden „Frauenschu“*) als besonders dankbare Blüher hervorheben. Verwunderlich ist es, daß man sie als Zimmerpflanzen noch so wenig antrifft. Stellen sie an Pflege und Behandlung doch keine höheren Ansprüche wie jede andere unserer Zimmerpflanzen. Auch sind die Preise dadurch, daß sich heute schon viele Handelsgärtnereien speziell und im großen mit der Anzucht befassen, bedeutend herunter gegangen, so daß man sich ohne große Kosten einige Pflanzen anschaffen kann. Bei der Anschaffung rate ich jedoch, lieber etwas stärkere als zu schwache Exemplare zu kaufen. Sind die Preise der stärkeren auch um einiges höher, so wird man sich durch die leichtere Pflege und reicheres Blühen bald dafür entschädigt fühlen. Die meisten entfalten ihren Blütenstiel im Winter bis zum Frühling, also zu einer Zeit, wo gerade Blumen im Zimmer erwünscht sind. Außerdem ist die Haltbarkeit der Blumen an der Pflanze wie auch abgeschnitten eine sehr lange; ich beobachtete, daß sie sich in beiden Fällen über acht Wochen lang frisch erhielten. Die Behandlung und Pflege der Cypripeden ist die denkbar einfachste: Verpflanzen nur alle zwei Jahre, am besten nach der Blüte; lockere durchlässige Erde, z. B. 1/2 halberrotte Lauberde, 1/4 klein gehacktes Moos, 1/4 Polypodium (in jeder Gärtnerei); leichter Wasserabzug, weshalb wir auch den Topf beim Umpflanzen zuvor mit einer guten Scherbenunterlage versehen. Da die C. eine eigentliche Ruhezeit nach der Blüte, wie sie verschiedene andere

Orchideen lieben, nicht durchmachen, so werden sie am besten gleichmäßig feucht gehalten. Sie gedeihen bei einer Temperatur von 10 bis 16 Grad R. sehr gut und lieben im Sommer Schatten. Empfehlenswerte Sorten: C. callosum, C. Harrisianum, C. Lawrenceanum,

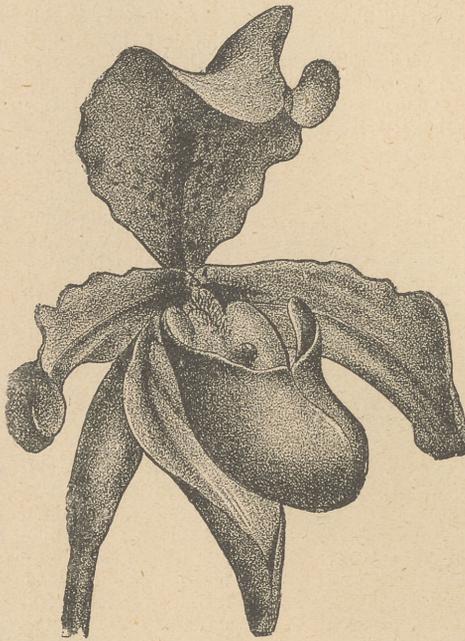


Abb. 4. Cypripedium insigne. (F. C. Schmidt, Erfurt.)

C. hirsutissimum, C. insigne Chantinii, C. Sallieri Hyeaunum. Es sind dies nur wenige aus dem großen Sortiment der Cypripeden, aber schön sind die angeführten Sorten alle. Alfred Bier, Dertlinghausen.

Gartensput.

In Norddeutschland befreit man sich vom Fieber, wenn man zu einem Fieberstrauche geht, um ihn einen Faden zieht und sagt:

Guten Abend, Herr Fieber,
Hier bring' ich mir Fieber,
It bind' em bi an
Und zah daran. Im Namen etc.

Auch die Fichte eignet sich als Sympathiebaum gegen die Gicht. Der dabei angewandte Spruch lautet:

Ich grüß' Dich, edle Ficht',
Ich bringe Dir meine Gicht,
Da will ich einen Knoten wunden
Und darenin mein Gächte binden. Im Namen etc.

Apfelbäume eignen sich besonders zum Verbohren einer Krankheit. Man bohrt ein Loch in den Baum und steckt ein Stöckchen hinein, mit welchem man unter einem besonderen Spruch das leidende Glied berührt hat. Adt.

Gartenbücherei.

Die deutsche Gartenkunst, ihre Entstehung und Einrichtung. Mit bes. Berücksichtigung der Ausführungsarbeiten und einer Geschichte der Gärten bei den verschiedenen Völkern. Von C. Hampel. 34 Abb. Leipzig, Hugo Voigt. 1902.

Allerlei guter Rat.

Dem Anbau von Beerenobst wendet man neuerdings ein immer größeres Interesse zu, weil er in kurzer Frist reiche regelmäßige und dabei sichere Erträge gibt. Die weitaus größten Mengen dienen jetzt noch der Weinbereitung. Leichtere Beerenweine sind aber wenig schmackhaft und haltbar; schwere Weine dagegen ebenso berauschend wie die Südweine und ebenso wenig bekömmlich, wenn man sie in größeren Mengen genießt. Mit Apfelwein wie 2:1 gemischt, erhält man jedoch ein erfrischendes, haltbares Getränk, das ganz geeignet sein dürfte, den Apfelwein allgemein auch in Norddeutschland einzuführen, wo man ihm vielfach noch wenig hold gesinnt ist. Die ausgiebigste Verwendung kann und sollte das Beerenobst zur Bereitung von Fruchtlästen bzw. Fruchtstruppen finden. Diese müssen ganz hell, gut gefärbt, wohlriechend und haltbar sein; vor allen Dingen gilt es, die in ihnen schwebenden Pektin- und Schleimstoffe zu beseitigen.

Gartenpost.

A. A. Spargelpflanzen, welche verpackt werden, dürfen nicht in Moos verpackt sein. Man erhält warmes Wetter, so bildet sich Schimmel, welcher die Wurzeln zerstört. Bestes Packmaterial sind Hobelspäne.

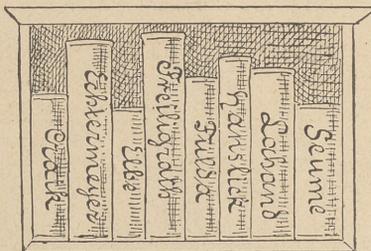
*) Griech.: Kypris, Beiname der Venus (nach der Insel Cypern); pedion = kleiner Schuh, wegen der schuhförmig aufgeblasenen Hohlspitze.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.

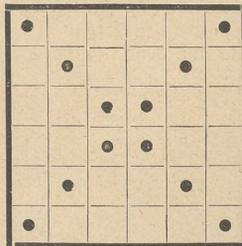


2. Problem: Die Bücher.



Werden die Bücher richtig geordnet, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Verfasser und die Endbuchstaben den Titel eines bekannten Romans.

3. Diagonlrätsel.



Die 36 leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Eine englische Grafschaft; 2. eine Sprache; 3. einen deutschen Historiker; 4. eine Göttin; 5. einen englischen Gelehrten; 6. eine Stadt in den Niederlanden.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennt jede der beiden Diagonalen eine sehr bekannte illustrierte Zeitschrift.

Zu verwenden sind die folgenden Buchstaben: 4 a, 1 c, 3 d, 4 e, 3 h, 2 i, 2 k, 1 l, 2 m, 3 n, 1 o, 4 r, 1 s, 2 t, 1 u, 1 v. F. A.

4. Notenträtsel.



F. A.

5. Wechsellrätsel.

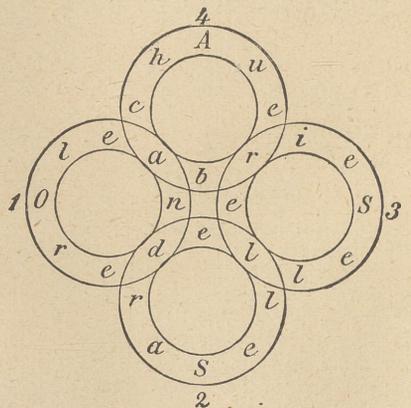
Wer fände sich wohl noch bereit
Im Realismus unrer Zeit
Zu schätzen die Idyllenwelt
Wie sie dem Dichter u gefällt!

Mit l konnt' er durch harten Zwang
Nicht niederhalten Freiheitsdrang,
Und führt in seiner Tyrannei
Den eignen Untergang herbei.

A. S., Cassel.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 29.

1. Kreisrätsel.



2. Wechsellrätsel. Bucher, Tuchel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unterlangt eingelangter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: F. A. Pantenius und Hanns von Jodelitz. — Für die Redaktion verantwortlich: F. A. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Belhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Belhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.